[Sammlung]

Kriegsgefangen.

Schilderungen

eigener Erlebnisse aus dem Feldzuge 1870/71

von

Adolf Genzel

ehem. Sergeant im Posenschen Ulanen-Regmt. Nr. 10.

Berlin 1896.

Commissions-Verlag von Hermann Klokow.

Alte Jakob-Straße 40/41.

Hermann Klokow, Berlin S. W. 68, Alte Jacobstraße 40 41.

Vorwort.

Das Ulanen-Regiment Prinz August von Württemberg (Posensches Nr. 10) feierte am 26. September d. J. die 25jährige Wiederkehr des Gefechtstages von Artenay. Das in jeder Hinsicht großartig verlaufene Fest, dessen Gelingen auf das schöne Zusammenleben des Regiments mit der Einwohnerschaft der alten, lieben Garnisonstadt Züllichau zurückzuführen ist, und bei dem das warme Fühlen des Regiments, sowie der Bürgerschaft für die alten Angehörigen des Regiments in so herrlicher Weise zum Ausdruck gelangte, veranlaßte den Verfasser, der auch seinerseits das Glück hatte, diesem Feste beizuwohnen, zu der Veröffentlichung dieses Buches.

Die 25jährige Wiederkehr der großen, denkwürdigen Tage, die Wiederkehr des Gefechtstages, an dem vor 25 Jahren der Verfasser von seinem lieben Regiment scheiden mußte, — scheiden mußte, indem er in die Hände des Feindes fiel und die Leiden einer Monate langen Kriegsgefangenschaft zu ertragen hatte, hat von Neuem die Erinnerung an jene Zeit wachgerufen, die alten Gefühle stark und mächtig erregt.

Der Verfasser fühlte sich wieder „Bügel an Bügel" mit seinem alten Regiment und erinnerte sich in diesem Empfinden auch einer alten Pflicht. — Der Rittmeister

Freiherr von Maltzahn hat den Verfasser wiederholt aufgefordert, seine Erlebnisse in der Gefangenschaft für die Regimentsgeschichte niederzuschreiben: körperliche Leiden, seelische Abspannung hielten den Verfasser zu jener Zeit ab, sein dahin gegebenes Versprechen zu erfüllen.

Mit dem leider so früh erfolgten Tode des Rittmeisters Freiherrn v. Maltzahn erlosch dann auch das Gefühl der Verpflichtung zur Erfüllung dieses Versprechens. Diese Verpflichtung aber ist mit der 25jährigen Wiederkehr jenes, für den Verfasser so denkwürdigen Tages wieder lebendig geworden. Und wenn derselbe, diesem Gefühle folgend, an der Hand seiner Notizen jetzt noch seine Erlebnisse in der Kriegsgefangenschaft für das Regiment niederschreibt und sie hiermit gleichzeitig der Oeffentlichkeit übergiebt, so geschieht das letztere, um den vielen Aufforderungen seiner Freunde und Bekannten hiermit Rechnung zu tragen. Schlicht und einfach, wie der Verfasser, kann auch nur die Wiedergabe seiner Erlebnisse sein. In Ermangelung jeder Ausschmückung trägt dieses Buch aber den Stempel größter Wahrheit.

Mögen meine Schilderungen eine freundliche Aufnahme finden! Mögen sie den jüngeren Soldaten den Beweis liefern, welch' eine Anerkennung, welch' schönen Lohn eine einfache Pflichterfüllung nach sich zieht, und möge auch der jüngeren Generation der alte Reitergeist, die Kühnheit und Entschlossenheit nie verloren gehen.

Mit Gott für König und Vaterland!
Drauf und durch!

Der Verfasser.

Dem Ulanen-Regiment

Prinz August von Württemberg

(Posensches Nr. 10)

widmet dieses Buch in alter, treuer Anhänglichkeit

Der Verfasser.

Nach der Schlacht bei Sedan.

Die Schlacht bei Sedan war geschlagen. — Hoch gingen die Wogen der Begeisterung, und fast beklemmend und bedrückend wirkte das noch nie Dagewesene, Unfaßbare auf mich ein.

Die stolze, siegesbewußte grand' armée geschlagen, ihr großer Kaiser gefangen. Es war fast zu viel. Ein wonniges Gefühl des Glückes durchbebte unsere Soldatenherzen. War es doch nicht nur das Bewußtsein, an den großen Ereignissen, die sich soeben abgespielt hatten, und welche die ganze Welt in berechtigtes Erstaunen versetzten, mitgewirkt zu haben! Das Glücksgefühl hatte noch eine andere Ursache: es war der Gedanke, nach den letzten Wochen schwerer Kämpfe und Strapazen nach der geliebten Heimath wieder zurückkehren zu können, mit Trompetengeschmetter durch Dorf und Stadt zu ziehen, von Jung und Alt freudig begrüßt zu werden!

Schon hatten wir allerhand kleine Andenken vom Schlachtfelde, wie Granatensplitter für Briefbeschwerer 2c., eingepackt; am liebsten hätte man gleich eine ganze Kanone mitgenommen, aber bald nachher entledigte man sich dieser in Aussicht genommenen Andenken, sie wurden unnöthiger

Ballast. Sollte doch Alles ganz anders kommen, als wir es uns vorgestellt!

Und war es das Vorgefühl eines mir bevorstehenden gleichen Schicksals, daß ich ein sonderbares wehes Gefühl empfand beim Anblick des gefangenen Franzosenkaisers? — Ich glaube es nicht; wie ich denn überhaupt nie das Gefühl banger Erwartungen gehabt habe, im Gegentheil mich immer in guten Hoffnungen wiegte und von dem mir Bevorstehenden nicht die geringste Ahnung empfand. Es war wohl mehr rein menschliches Mitgefühl mit der gefallenen Größe, daß ein Beben, ein Schauer durch meine Seele ging, als ich Napoleon entblößten Hauptes an mir vorüberfahren sah.

Das Regiment sollte in der Nähe von Sedan einquartiert werden. Die Quartiermacher, zu denen auch ich gehörte, befanden sich unter Führung des Lieutenants Grafen von Schmettow II auf dem Marsche, als uns der historisch gewordene Zug begegnete. Unter Führung einer Escadron der 1. Leibhusaren fährt Napoleon seinem Exil entgegen. — Der an der Tête reitende Husarenoffizier rief unserem Offiziere zu: „Herr Kamerad, im ersten Wagen rechts sitzt Napoleon!" — Sofort erfolgte das Kommando des Grafen von Schmettow: „Escadron halt! — Front!"

So erwarteten wir den denkwürdigen Zug. Als derselbe sich uns genähert, senkte Graf von Schmettow seinen Säbel. Wir saßen still, Napoleon entblößte sein Haupt — es bleibt mir unvergeßlich.

Was für Gefühle meine Seele, für Gedanken mein Hirn durchjagten, läßt sich nicht beschreiben; aber dies ist

ja auch nicht meine Aufgabe, sondern ich will nur niederschreiben, wie man mich einige Wochen später ebenfalls gefangen dahin fuhr, wenn auch nicht in einer französischen Hofkutsche, so doch in einem zweirädrigen Bauernkarren, umjohlt von dem Freudengeschrei der Dörfler und verhöhnt von ihren Schönen.

Das erste behagliche Quartier nach der Schlacht von Sedan war gemacht. In dem angenehmen Gefühl, daß sich die Schwadron hier auf längere Zeit der Ruhe in Abwartung der Dinge, die da kommen sollten, hingeben würde, lag ich sinnend und rauchend auf meinem Lager. Die Leute waren beim Abkochen, und bald stand eine dampfende Suppe vor mir; ein gehöriges Stück Fleisch vervollständigte das Mahl. Es fehlte weiter nichts, um so zu sagen „wie der Herrgott in Frankreich zu leben", als eine Flasche Wein. Da ich beim Quartiermachen eine Kneipe entdeckt hatte, suchte ich dieselbe schleunigst auf, und bald saß ich mit unserem Trompeter E. Schulz beim Glase. Schulz erzählte mir, wie er sich freue, nach der Heimath zu Weib und Kind zurückkehren zu können. Ich für mein Theil, der ich mich so recht behaglich fühlte und von der Sehnsucht nach Weib und Kind noch nichts wußte, konnte dies nicht recht begreifen und suchte ihm klar zu machen, wie es doch eigentlich hier in Frankreich recht hübsch sei. Mein Freund Schulz wollte aber davon nichts wissen, und plötzlich, als wollte er seinen darüber empfundenen Unmuth zum Ausdruck bringen, riß er seine Trompete von der Schulter, stürzte aus der Kneipe und blies Alarm.

Jawohl, so war es! Das heißt, er nahm das plötzlich in der Dorfstraße erschallende Alarmsignal nur auf.

Die Schwadron wurde alarmirt. Nun ging es an ein Laufen und Hasten, in kurzer Zeit saß Alles zu Pferde.

„Zu zweien rechts brecht ab, marsch!" ertönte das Kommando unseres Rittmeisters von Unruh, und — wir befanden uns wieder auf dem Marsche nach Sedan.

„Sollte sich der Wunsch meines Freundes Schulz auf eine baldige Rückkehr so plötzlich erfüllen? Ist die gefangene französische Armee rebellisch geworden?" Diese und ähnliche Fragen beschäftigten mich, als wir — es war schon spät am Abend — still dahin ritten.

Und als es nun heftig zu regnen anfing, tröstete mich der Gedanke, daß ja jeden Augenblick Contre-Ordre kommen müsse, die mich wieder zurückführte in mein behagliches Nest. Aber diese Ordre kam nicht, und als wir die ganze Nacht im Regen geritten, befanden wir uns des Morgens wieder bei Sedan. Jetzt begannen für das Regiment einige recht unangenehme Tage, die ich nur deshalb beschreiben will, weil ich sie bisher nirgends beschrieben gefunden habe und doch für recht erwähnungswerth halte.

Das Regiment war plötzlich hierher beordert worden, um die circa 8000 erbeuteten Pferde zu bewachen und später der Grenze entgegen zu führen.

Major von Lehwald vom 5. Kürassierregiment hatte die Pferde in Kabeln eingetheilt, von denen je eine von einer Abtheilung Ulanen bewacht wurde, wobei uns unsere Lanzen recht gute Dienste leisteten. Die Pferde, welche in dem von dem anhaltenden Regen vollständig durchweichten Lehmboden

tief versanken, suchten sich aus dieser peinlichen Lage zu befreien und die von uns gebildete Kette zu durchbrechen, wovon sie dann unschwer mit unseren Lanzen abgehalten wurden. Die Mehrzahl der Pferde trugen noch ihre Sättel, die Artillerie-Pferde ihre Geschirre. Die Sättel hingen zumeist unter dem Bauche, was den armen Thieren zu einem ununterbrochenen Ausschlagen Veranlassung gab, bis der Sattelgurt gerissen oder der Sattel durch die Wucht des Ausschlagens abgestreift wurde. Die Artillerie-Pferde wieder verwickelten sich in ihre Geschirre, und manch eines der Thiere kam zu Falle, um nie wieder aufzustehen. So blieb der Pferdeknäuel in fortwährender Bewegung, und wenn der schwere Lehmboden zu einem förmlichen Brei zerstampft war, war es unsere Aufgabe, den ganzen Trupp nach einer anderen Stelle zu führen. Mit erhobener Lanze unter Schreien und Schimpfen trieb man die erregten Thiere über die Gestürzten hinweg einem anderen Platze zu.

Es war ein Bild des Elends, das durch die auf den Pferden hockenden, hungernden und frierenden Ulanen noch vervollständigt wurde. Dazu kam noch der anhaltende Regen und vollständige Futtermangel. Der quälende Hunger ließ die armen Thiere nicht zur Ruhe kommen, sie gingen an einander in die Höhe, bissen und schlugen sich. Bis an die Augen gruben sie ihre Köpfe in den Lehmboden ein, um eine Kartoffel oder eine Rübe zu suchen. Kam nun ein vom Hunger vollständig erschöpftes Thier mit einer glücklich aufgefundenen Kartoffel an die Oberfläche, so entspann sich ein furchtbarer Kampf. Das mühsam Errungene zwischen den Zähnen festhaltend, mußte das

Pferd fortwährend um sich schlagen, um sich seine Beute zu sichern.

Drei Tage und drei Nächte dauerte dieser wahrhaft erbarmungswürdige Zustand, unter dem Menschen und Thiere in gleicher Weise zu leiden hatten. Anfangs war es uns lästig, längere Zeit still auf den Pferden zu sitzen; wir wären gern abgestiegen, um uns etwas Bewegung zu verschaffen. Als wir jedoch, um unsere Pferde nicht zu drücken, zeitweise absitzen mußten, fürchteten wir uns, in den Lehmbrei hinab zu steigen. Wir wußten nicht, wo wir stehen, sitzen, geschweige denn unser Haupt hinlegen sollten. Bei den armen Thieren hatte sich der Hunger bereits derartig gesteigert, daß sie sich gegenseitig die Mähnen und Schweife ausrissen. Es geht den Thieren wie den Menschen, dachte ich. Wie stolz mögen sie wohl mit ihrem Kürassier auf dem Rücken bei der Parade vor ihrem Kaiser dahingeschritten sein! Wie graziös mögen sie mit ihrem Schweife hin und her geschlagen, wie muthig ihren Reiter in die Schlacht getragen haben, um jetzt, ihres Schmuckes beraubt, elend und hungernd die Leiden der Gefangenschaft mit ihren Reitern zu theilen!

Ein nicht unbedeutendes Material an Pferden und Sattelzeug ist hier zu Grunde gegangen. Eine große Anzahl von Pferden brach die Beine; man mußte sie erschießen, um ihren Leiden ein Ende zu machen. Die besten Pferde, meist englische, konnten herausgesucht und gegen unsere eigenen kranken oder beschädigten umgetauscht werden; aber auch wirklich nur ein Tausch war gestattet. Mir wurde für mein sehr mitgenommenes Pferd ein kräftiger Rappe zu=

getheilt. Wehmüthig nahm ich Abschied von meiner „Coquette“ und führte sie einem Rudel gefangener Pferde zu. Zögernd und unwillig schloß sie sich den französischen Pferden an. Von diesen aber kaum bemerkt, stürzte sich Alles auf ihre Mähne, biß und riß an ihrem schönen Schweif. Erschrocken duckte sie sich; ohne den geringsten Widerstand zu zeigen, zog sie sich förmlich zusammen. Mich durchdrang ein schmerzliches Gefühl. Doch plötzlich schlug sie wüthend um sich, sprang in die Höhe und, auf den Hinterbeinen stehend, suchten ihre Augen den Treulosen.

Das war zu viel für einen Reitersmann. Mit einem Sprunge war ich in dem Pferdeknäuel.

Meine „Coquette“ mit der einen Hand bei der Mähne fassend, mit der anderen die wahrhaftig zu hungrigen Wölfen gewordenen Pferde abwehrend, befreite ich sie. Die darauf bezügliche Bitte an den Rittmeister hatte Erfolg. Ich behielt mein Pferd und schickte den mir zugetheilten Rappen wieder fort, ihn seinem Schicksal überlassend.

Endlich sollte uns allen die Erlösungsstunde schlagen!

Nachdem wir wieder eine ganze Nacht hungernd, frierend und vollständig durchnäßt auf unseren Pferden gehockt hatten, waren wir allmälig in einen Zustand gelangt, der unerträglich wurde und schleunige Abhülfe erheischte. Dies hatte auch unser Oberst, Freiherr von Barnekow, erkannt. Auf die Vorstellungen desselben beim Kommandanten in Sedan wurde unser sofortiger Abmarsch befohlen.

Von den vielen tausenden französischer Gefangenen, welche neben uns lagerten, wurden Kavalleristen heran=

gezogen, deren jeder zwei Pferde an die Hand bekam. Unsere Ulanen übernahmen die Führung, und fort ging der Zug, zu dessen Bedeckung noch eine Kompagnie Infanterie kommandirt worden war.

Wer war froher als ich, als endlich das Kommando erschallte: „Quartiermacher vor!"

Wenn auch der Regen immer noch in Strömen herniederfloß und der Himmel aussah, als hätte er sein Antlitz auf ewig in Trauer gehüllt, als könne die Sonne nie mehr scheinen, so kam mit der Bewegung doch wieder frisches Leben, frischer Muth in uns. War es doch schon ein angenehmes Gefühl, wieder festen Grund und Boden unter sich zu haben.

Und nun erst im Quartier unter Dach und Fach!

Merkwürdiger Weise gackerten hier noch Hühner, gab es hier noch Butter und Brot. Wir konnten den plötzlichen Uebergang von den furchtbaren Strapazen zu dem in Aussicht stehenden Wohlleben kaum fassen. In unsere Freude mischte sich das ängstliche Geschrei der armen Hühner, deren letzte Stunde nun allerdings geschlagen hatte.

Nach kurzer Zeit wurde „gemanget", wie wir uns mit Vorliebe auszudrücken pflegten. Adieu Hunger, adieu Sorge und Kummer! Das rauchende Pfeifchen in der Hand, trillerte es uns unbewußt von den Lippen: „Kein schöner Leben ist auf dieser Welt zu finden, als wenn man ißt und trinkt, und läßt den Kummer sinken wie der Soldat im Feld" u. s. w.

Ja, nichts ist wechselvoller als das Leben des Soldaten im Felde!

Und nun kamen für das Regiment köstliche Tage. Wir machten Quartier wie im Heimathslande, tranken und sangen, waren lustig und guter Dinge.

Ein schwerer Verlust. Vor Artenay.

Die 4. Kavallerie-Division, zu der außer dem 1., 6. und 10. Ulanen-Regiment noch das 5. Kürassier-, das 5. Dragoner- und das 2. Leibhusaren-Regiment gehörten und unter dem Befehl Sr. Königlichen Hoheit Prinz Albrecht-Vater stand, hatte den Auftrag erhalten, sich dem linken Flügel der III. Armee anzuschließen. Unser Marsch führte uns durch Reims; wir hatten Gelegenheit, die herrliche Champagne zu bewundern. Dann ging es nach Epernay.

Epernay stand bei uns allen in schmerzlicher Erinnerung. Es war am 26. August, als das Regiment sich auf dem Marsche nach Chalons befand und ein Detachement unter Führung des Premier-Lieutenants von Wiese, bestehend aus vier Unteroffizieren und 40 Ulanen, nach dem etwa vier Meilen entfernten Epernay abgehen ließ. Das Kommando hatte den Auftrag, das Terrain aufzuklären und Telegraphen und Bahnlinien zu zerstören. Dieser Auftrag brachte dem Regiment einen herben Verlust. Hier fiel der allgemein beliebte Lieutenant Graf von Schmettow I schwer verwundet in die Hände des Feindes, und Premier-Lieutenant von Wiese und mehrere Ulanen wurden schwer verwundet. Außerdem fand hier der Einjährige Unteroffizier Schulz, der mir

persönlich lieb und werth geworden war, einen ehrenvollen Soldatentod.

In der Stadt hatten sich Mobilgarden und Freibündler versteckt gehalten und eröffneten, als unser Kommando an die Ausführung des gegebenen Auftrages ging, ein mörderisches Feuer, woran sich selbst die Einwohner der Stadt betheiligten, indem sie mit Handbomben in unsere Ulanen hineinwarfen und dieselben zwangen, sich zurückzuziehen unter leider nicht unbedeutenden Verlusten. Namentlich aber war es der Einjährige Schulz, dessen früher Tod lebhaft betrauert wurde.

Unsere Erbitterung über die Einwohner Epernays war eine ungeheure; sie wurde aber, als wir am 15. September den Ort passirten, von Neuem angefacht.

Bis heute kann ich den sonderbaren Zufall nicht vergessen, der dazu beitrug, daß der allgemein beliebte und mir befreundete Einjährige Schulz hier seinen frühen Tod finden mußte.

An dem fraglichen Tage kam Schulz zu mir geritten, um mit mir zu plaudern. Wir hatten uns gegenseitig gern. Er zeigte mir einen Brief, den er von seiner Mutter erhalten hatte, die, wie er bemerkte, in großer Besorgniß um seine glückliche Rückkehr sei. Er fragte mich, ob ich an Ahnungen glaube. Ich sagte ihm, ich könne diese Gefühle nicht beurtheilen, da ich selbst sie noch nicht empfunden hätte.

Ich merkte sehr wohl, daß Schulz unter einer Todesahnung litt, daß es ihm aber unangenehm war, dieselbe einzugestehen. Unser Gespräch wurde plötzlich von dem

Wachtmeister Gerhardt unterbrochen, der mir mittheilte, daß ich vom Rittmeister kommandirt sei, nach Epernay zu reiten. Schulz hatte kaum das Wort Epernay vernommen, als er mich bat, ihm das Kommando abzutreten, da er gern die Stadt kennen lernen möchte, woher seine Angehörigen den Champagner bezogen hatten. Selbstverständlich entgegnete ich ihm, daß ich dazu nicht berechtigt sei, aber mit der Zustimmung unseres Rittmeisters einwilligen würde. Die Bitte des Einjährigen Schulz wurde seitens unseres Rittmeisters von Unruh erfüllt. Schulz ritt nach Epernay und fand dort seinen Tod. Als Entschädigung für mein freiwillig aufgegebenes Kommando nach Epernay wurde ich zu einem Patrouillenritt nach dem berühmten Lager von Chalons kommandirt. Nachts kehrten wir, lustig und guter Dinge, Lieutenant von Rothkirch, Unteroffizier Blank, Einjähriger Fitze und meine Wenigkeit, aus dem Lager von Chalons in unser Bivouak zurück, wo wir den unglücklichen Verlauf des Patrouillenritts nach Epernay und den Tod des Einjährigen Schulz erfuhren. Seine Ahnung hatte sich leider erfüllt. Mir aber schnitt der Tod meines lieben Schulz tief ins Herz.

Dieses Epernay also sollten wir auf unserem Marsche nach Orleans passiren. Nicht ohne Wuth und Ingrimm durchritten wir es. Dann ging es flott weiter, bis wir am 24. September Fühlung mit dem Feinde bekamen. Jetzt erst wurde es uns wieder klar, daß wir uns doch eigentlich in Feindesland befänden. Am 25. jagten wir sie schon

wieder vor uns her, die Herren Rothhosen, und wahr ist es, sie hatten große Furcht vor uns Ulanen. Nachmittags boten uns aber die französischen Granaten ein „Halt!“

Wir befanden uns vor dem Städtchen Artenay. Zu unserer 4. Kavallerie-Division gehörten auch zwei Batterien reitender Artillerie (Sagan). Um dieselben herankommen zu lassen, gingen wir — wir hatten die Avantgarde — zurück.

Am anderen Morgen, es war ein wundervoller Herbsttag, nahmen wir, die 2., 3. und die halbe 4. Eskadron, die Verfolgung des Feindes von Neuem auf. An Artenay wieder herangekommen, meldete unsere Patrouille, daß der Ort unbesetzt ist. Frisch ging es hinein und durch das Städtchen hindurch. Dicht hinter demselben machten wir Halt und saßen auf einem freien, links von der Chaussee gelegenen Platze ab. Piquetpfähle, rothe Lappen und Fetzen legten Zeugniß davon ab, daß hier die französische Kavallerie bivouakirt hatte. Unsere dritte Schwadron übernahm die Avantgarde, während die zweite, welcher ich angehörte, sich den schnell aus der Stadt herbeigeholten Wein munden ließ.

Mein Freund Lüdecke und ich lagen ausgestreckt in der Nähe des Chausseegrabens. Die Herren Offiziere Lieutenant von Mitzlaff II und von Rothkirch gesellten sich zu uns.

Fröhlich plaudernd lagen wir da, unbekümmert um den in der Nähe sich befindenden Feind. Wir kannten ihn ja bereits. Er konnte uns keine Besorgniß einflößen. Selbst als mein Freund Lüdecke, meine französischen Kürassierstiefel betrachtend, bemerkte: „Du, Junge, wenn sie Dich heute

fangen, werden sie Dir die französischen Stiefel schon wieder ausziehen", konnte mich diese scherzhafte Bemerkung nicht stören.

Diese Stiefel hatte ich nothgedrungen dem Gepäck eines bei Sedan gefangen genommenen Kürassiers entnehmen müssen, da die meinigen in dem unvergeßlichen Bivouak in den Vogesen am Feuer vollständig verbrannt waren.

Meine Gefangennahme.

Die scherzhafte Bemerkung meines Freundes sollte sich leider schnell genug erfüllen, wenn man mir auch nicht gerade die Stiefel auszog. Einige Kugeln, die auf der gepflasterten Chaussee in großen Bogensätzen gesprungen kamen, mahnten uns eben an den Ernst unserer Situation, als plötzlich das Kommando unseres Herrn Obersten von Barnekow erscholl: „An die Pferde, aufsitzen!"

Und richtig, da kamen die Feinde angesprengt. Von Weitem hielten wir sie für Kürassiere; näher herangekommen, erkannten wir sie als Dragoner. Schneidig kamen sie herangeritten, muthig stürzten sie auf uns los.

Als wir aber auf das Kommando: „Zur Attacke Lanzen gefällt, marsch, marsch!" in der Karrière gegen sie anritten, war es um sie geschehen. Schon nach einigen Minuten saß keiner von ihnen mehr im Sattel, die Lanze hatte entsetzlich gewirkt.

Ich persönlich hatte einen eigenartigen Vorfall, den ich nur deshalb erwähne, weil er mir später recht verhängnißvoll werden konnte. Ich verfolgte einen fliehenden Dragoner und war ihm so nahe gekommen, daß ich ihn leicht niederstoßen konnte. Ich wollte ihn aber von Angesicht zu An=

gesicht sehen. In demselben Augenblick, als ich an ihm vorbeisprenge, wendet er sich und sticht in meinen zur Auslage erhobenen rechten Arm. Der Stich traf mich aber nur so unbedeutend, daß ich fast unverwundet blieb, und nur der Aermel meiner Ulanka aufgeschlitzt wurde. Wir waren, ohne daß wir es wollten, so nahe aneinander gekommen, daß wir beiderseits mit unseren Säbeln nichts ausrichten konnten. Ich packte ihn an der Brust und riß ihn vom Pferde. Noch habe ich ihn in der Hand, um ihn zu Boden zu drücken, da bohrt sich eine Lanzenspitze tief in seine Schläfe.

Lautlos, ohne einen Schmerzenston von sich zu geben, sank der Franzose zur Erde, im Fallen meinen Säbel nach sich ziehend. In demselben Augenblick erschallt das Kommando unseres Rittmeisters von Unruh: „Rangirt Euch!"

Ich hatte kaum Zeit den Säbel des vom Pferde sinkenden Dragoners zu ergreifen, da nähert sich auch schon das feindliche Gros.

Der Rittmeister, meinen aufgeschlitzten Aermel bemerkend, hielt mich für verwundet und rief mir zu, zurück zu bleiben. Ich entgegnete ihm jedoch, daß meine Verwundung nichts zu bedeuten habe. Kaum waren wir rangirt, als auch schon das Kommando unseres Obersten uns zur Attacke rief.

Ein heftiges Schnellfeuer aus den Karabinern der Dragoner empfing uns, aber mit „Hurrah" ritten wir gegen sie an. Unser heftiger Ansturm verfehlte nicht, Eindruck auf den Feind zu machen. Nach einem „Kehrt" ergriff er wieder in wilder Eile die Flucht. Kurze Zeit noch verfolgten wir ihn, als wir plötzlich von mehreren Infanteriesalven empfangen wurden. Wir waren in das Feuer der

im Walde versteckten feindlichen Infanterie gerathen. Zum Glück konnten die Geschosse uns nicht erreichen, sonst wären unsere Reihen stark gelichtet worden.

Wir gingen zurück und wurden nun von den wieder gut aufmarschirten Dragonern verfolgt. Das durften wir uns natürlich nicht bieten lassen! Nur eine kurze Zeit waren sie schießend hinter uns hergeritten, als das Kommando unseres Obersten uns „Halt“ und „Front“ machen ließ. Abermals stürzten wir uns mit gefällter Lanze auf den Feind; wieder machte er kehrt. Als wir aber nochmals in das Feuer der Infanterie geriethen, waren wir gezwungen, ernstlich zurückzugehen.

Bei diesem Zurückgehen traf ich mit den Offizieren von Rothkirch und von Mitzlaff II zusammen. Wir ritten in größerer Entfernung hinter unseren Schwadronen, verfolgt von den uns unausgesetzt beschießenden Dragonern. Dieser Rückzug ist mir bis in die kleinsten Einzelheiten unvergeßlich. Lieutenant von Mitzlaff II rief mir scherzend zu: „Genzel, jeder Rückzug ist im Trabe zu leiten.“ (Diese Bemerkung bezog sich auf eine der Kavallerie gegebene Kabinets-Ordre, wonach jeder Rückzug, der allerdings bei der preußischen Kavallerie nicht zu erwarten stände, im Trabe zu leiten sei.) Als ich eben erwiderte: „Herr Lieutenant, der Trab ist alle, jetzt kommt der Galopp“, rief Lieutenant von Rothkirch: „Ich bin verwundet!“ Darauf spornten wir unsere Pferde zum starken Galopp an, aber nur einige Sprünge, und Lieutenant von Mitzlaff war ohne Pferd; von einer Kugel getroffen, war es zusammengebrochen. Zu Fuß zwischen uns laufend, rief der Offizier: „Ein Pferd! Ein Pferd!“

Der Ruf drang mir ins Herz. Es wäre mir nicht möglich gewesen, auf dem meinigen sitzen zu bleiben, und ich bin der felsenfesten Ueberzeugung, daß kein Ulan des Regiments es vermocht hätte. Ich sprang ab und bat meinen Offizier, mein Pferd zu besteigen. Er weigerte sich, und erst meinen wiederholten Bitten mit dem Hinzufügen, daß wir keine Zeit mehr übrig hätten — die Franzosen waren unterdessen unter fortwährendem Feuern immer näher gekommen —, gelang es, ihn zum Besteigen meines Pferdes zu bewegen. Im Davonreiten hörte ich beide Offiziere fortwährend rufen: „Ein Pferd, ein Pferd für Sergeant Genzel!" Ich selbst war noch guten Muthes und guter Hoffnung und rief, meinen Dragonersäbel schwingend: „Jetzt werde ich eine Attacke zu Fuß machen!" Dies ist noch von einigen Ulanen, wie ich später erfuhr, gehört worden.

Daß die Franzosen nun den zu Fuß Dahinlaufenden aufs Korn nahmen, ist wohl selbstverständlich; die Erde spritzte von den einschlagenden Kugeln auf, aber nicht eine hat mich auch nur gestreift. Die Entfernung meines Regiments wurde immer größer, die französischen Dragoner kamen immer näher. Unser Regimentsadjutant Lieutenant von Bockelberg kam mir trotz des starken Kugelregens entgegen geritten und rief mir zu: „Genzel, um Gottes willen, Sie sind ja verloren!" Da plötzlich machte der wackere Offizier, mit der Hand nach dem Gesicht fassend, Kehrt. Erst später erfuhr ich, daß man seinem Pferde ein Stück aus der Mähne geschossen, welches ihm ins Gesicht geflogen war.

Ich lief, was ich im Stande war. Starke Pyramiden-

pappeln, mit der die Chaussee besetzt war, sollten mir Schutz vor den immer heftiger einschlagenden Kugeln bieten Ich sprang schnell von einer Pappel zur anderen. Schließlich ermattete ich. So lange ich noch mein Regiment vor mir sah, besaß ich die nöthige Ausdauer. Mit dem Verschwinden desselben schwanden auch meine Kräfte. Und als ich mich umsah und bemerkte, daß die feindlichen Dragoner schon ziemlich nahe herangekommen waren, ergriff mich eine Angst, die mir die Brust zusammenschnürte; das Gefühl, dem Feinde in die Hände zu fallen, war mir schrecklich.

Aber noch hatte ich ja Hoffnung! Und richtig! — Da höre ich auch die Stimme meines Freundes Blank: „Genzel, halte Dich, ich helfe Dir!" Er kommt mir mit einem Pferde an der Hand entgegengeritten. Aber die Franzosen nehmen ihn aufs Korn, vor ihren Kugeln weicht er zurück. Das Pferd, welches er an der Hand hält, steigt auf und bricht zusammen. „Ich kann Dir nicht mehr helfen!" ruft Blank mir zu, „springe über die Kirchhofsmauer!" — Und fort war er. Er konnte mir wirklich nicht mehr helfen, mein guter Blank, denn die Dragoner waren schon dicht hinter ihm.

Ich stand, die Brust mit beiden Armen umspannend, vorn übergebeugt da, ein Brustkrampf zog mich zusammen. Trotzdem versuchte ich den Rath meines Freundes Blank zu befolgen.

Ein Sprung — ich zog mich an der Kirchhofsmauer empor, um mich gleich darauf wieder fallen zu lassen. Die feindlichen Reiter kamen schon herangeritten.

Jetzt warf ich mich voller Ingrimm auf die Erde. Es war vorbei! Ein Gedanke durchzuckte mich. Ich riß mein

Pistol aus der Halfter — beim Gedanken an die Lieben daheim sank mir der Arm.

Zehn bis zwölf Reiter umstanden mich. Man schrie auf mich ein, was ich nicht verstand. Schließlich entnahm ich aus ihren Gesten, daß ich das unbewußt in der Hand haltende Pistol fortwerfen sollte. Nachdem dies geschehen, kam man herangeritten. Ein Elsässer, Sergeant, führte deutsch die Unterredung mit mir, die anderen sahen ruhig zu.

Plötzlich änderte sich die Situation. Die von dem Schlachtfeld zurückkehrenden Dragoner brachten auf einem Wagen ihren todten Offizier und einige schwer verwundete Dragoner mit. Ein den Wagen begleitender Unteroffizier kam wüthend auf mich los gesprengt. Seinen Karabiner am Lauf gepackt, schwang er denselben in die Höhe und rief wüthend: „A bas prussien!" Er versuchte allen Ernstes mich niederzuschlagen und zeigte in grenzenloser Wuth auf den todten Offizier und auf meinen von mir fortgeworfenen französischen Dragonersäbel.

Der Elsässer beschützte mich. Beide geriethen in eine heftige Auseinandersetzung, was zur Folge hatte, daß ein abgesessener Offizier dazwischen trat. Der Elsässer fungirte als Dolmetscher. Der Offizier zeigte auf meinen aufgeschlitzten Aermel und fragte, ob ich verwundet sei. Als ich dies verneinte, fragte er nach der Ursache meiner Gefangennahme. Kaum hatte der Elsässer Sergeant ihm dieselbe mitgetheilt, als er begeistert ausrief: „Respect d'honneur pour ce prussien! Bon soldat, mon ami!" Er reichte mir wiederholt seine Cognacflasche, wobei er immer wieder

seinen Dragonern zurief: „Bon soldat!“ und mir kräftig die Hand drückte.

Dann aber trieb die Eile. Schnell holte man einen zweirädrigen Karren aus dem nahen Dorfe herbei; auf dem ich Platz nahm. Links und rechts von einem Bauern flankirt, fuhren wir ab.

Zwei Dragoner begleiteten den Wagen. Ins Dorf gekommen, johlten mir die Bauern entgegen. Alles umsprang den Wagen, und die schon erwähnten Dorfschönen legten die Zeigefinger auf einander und „hätschten“ den gefangenen Ulanen aus.

Ich wußte, woran ich war! Noch einmal frei! Das war mein einziger Wunsch. Die mir gegenüber oft bewiesene Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit der Franzosen hatte ein Ende. Sie hatten es nun nicht mehr nöthig!

Dann wurde mir auch noch die fragliche Ehre zu Theil, daß sich der Oberst des Regiments, ein schöner, großer Mann, von mir verabschiedete, indem derselbe mir malitiös lächelnd in sehr schlechtem Deutsch zurief: „Szie kehen nick nak Paris, Szie kehen nak Orleans.“

Mir war es gleichgültig, ob nach Paris, nach Orleans oder — in den Tod; man wird mir das nachfühlen können.

Wir waren nur eine kurze Strecke gefahren, als wir uns dem französischen Lager näherten. Auf der Chaussee standen die Geschütze hinter einander aufgefahren, links und rechts lagerten Turkos und Zuaven. — Wie schön hätte ich jetzt eine Meldung abgeben können!

Nach kurzer Frist erreichten wir eine kleine, vor Orleans gelegene Bahnstation, Chévilly. Hier forderte man mich

auf, abzusteigen. Meine Bauern nahmen freundlich von mir Abschied und entblößten ihr Haupt, eine Ehrenbezeigung, die freilich nicht im Stande war, mich mit den obwaltenden Verhältnissen auszusöhnen. Ich trat in das kleine Stationsgebäude ein. Die hier anwesenden Herren (es machte auf mich den Eindruck, als gehörten sie einem Comité an) waren freundlich und aufmerksam. Sie fragten, ob ich verwundet sei, und auf meinen Arm zeigend, erboten sie sich, mich zu verbinden; sie gaben mir Wein und boten mir Cigaretten an.

Da fuhr nochmals ein Bauernwagen vor. Ich war erstaunt, von demselben herunter lustig die Flagge unserer Lanze wehen zu sehen. Man brachte den Gefreiten Hänisch der 3. Escadron; sein Pferd war ihm erschossen worden, und so war er ebenfalls in die Hände der Feinde gefallen.

Eine französische Patriotin. Lebensrettung.

Nun ging es per Bahn nach Orleans. Orleans glich einem aufgeregten Meere. Um nach der Präfektur zu gelangen, hatten wir mehrere Straßen zu passiren. Militär und Bevölkerung waren außer Rand und Band. Alles drängte sich an uns zwei Gefangene heran. Die Angehörigen der regulären Truppen verhielten sich meist ernst und ruhig. Die Mobilgardisten und die Franctireurs aber fluchten und ballten die Fäuste. Frauenzimmer kamen dicht an uns heran, spuckten nach uns und hielten mir ihre kleinen Fäuste drohend vor das Gesicht. In der Präfektur musterten uns die anwesenden Herren. Sie benahmen sich vornehm und fragten, ob ich französisch spräche. Als dies meinerseits verneint wurde, holte man einen Dolmetscher, worauf man unsere Nationale aufnahm. Auf meine Angabe, daß ich aus Halberstadt in der Provinz Sachsen gebürtig sei, ertönte es wie aus einem Munde: Ah, Saxon!

Ich machte den Herren nun klar, daß ich ein echter Preuße sei, was sie merklich kühler stimmte. Das aufgenommene Nationale mußten wir unterschreiben. Dann führte man uns in das Gefängniß.

Hier angekommen, trat mir ein junger Mann, ein

Deutscher, und zwar ein Baron von Stein, wie er sich mir vorstellte, entgegen und theilte mir mit, daß ich hier noch Kameraden, und zwar zwei Husaren vom 2. Leibhusaren-Regiment (Posen) und einen 5. Kürassier (beide Regimenter gehörten der 4. Kavalleriedivision an) antreffen würde. Er selbst war beim Ausbruch des Krieges auf offener See auf der Fahrt von Amerika nach Deutschland gefangen genommen worden und hatte hier die Funktionen eines Dolmetschers. Der Herr war sehr liebenswürdig und versprach mir, daß, so viel er irgend dazu beitragen könne, er unsere traurige Lage erleichtern würde. Er hatte es verstanden, sich in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit in Orleans einen gewissen Respekt zu verschaffen.

Unser Aufenthalt sollte aber nicht von langer Dauer sein, wozu ich selbst, ohne daß ich es gewußt, die Veranlassung war.

Während meiner Unterhaltung mit dem Baron von Stein erschien eine französische Dame. Mit der den Französinnen eigenen Ungenirtheit trat sie dicht vor mich hin und fing an, mich von unten bis oben zu mustern. In Erinnerung an die widerlichen Szenen, die sich auf meinem Transport in den Dörfern abgespielt hatten, war ich empört über dieses Anstarren und machte, wie auf Kommando, kurz kehrt, was den hellen Zorn der Dame hervorrief. Ich ließ sie durch Herrn von Stein dahin aufklären, daß mein Benehmen nur eine Vorsicht meinerseits sei, da ich befürchtete, wieder angespuckt zu werden. Diese Aeußerung mußte sie auf das Tiefste verletzt haben; in furchtbarer Erregung erging sie sich in langen Auseinandersetzungen, und Herr von Stein brauchte

längere Zeit, ihre Auslassungen zu übersetzen, die darin gipfelten, daß sie eine gebildete, anständige Französin sei und nicht zu jenen Pöbelhaufen und Bauerndirnen gehöre.

Ich änderte selbstverständlich mein Benehmen, und nun ging es an ein schier endloses Ausfragen. Wieviel Ulanen-regimenter es gäbe, ob es denn wirkliche Soldaten und nicht aus den Zuchthäusern entlassene Gefangene und sonstiges Gesindel sei u. s. w.

Diese Ansicht über die so sehr gefürchteten Ulanen habe ich während meines Zuges durch Frankreich bis an die spanische Grenze und bis zur Insel Oléron häufig vertreten gefunden, sogar von sonst ganz gebildeten Franzosen.

Doch zurück zu meiner Französin! Sie ließ mich fragen, ob die Preußen glaubten, auch Orleans einzunehmen, worauf ich, ohne eine Miene zu verziehen, und, ich muß es eingestehen, um sie zu ärgern, kurz und bestimmt erwiderte: Orleans wird in zwei Tagen genommen.

Da aber stampfte sie mit ihren kleinen Füßen auf den Boden und rief außer sich vor Erregung: „Bilden sich denn die Preußen ein, daß sie nur einnehmen können? Haben Sie denn die Armee in und um Orleans nicht gesehen?“ — Ich aber sagte ruhig, es wäre befohlen, und Orleans würde genommen werden.

Ich habe später und heute noch, während ich dieses schreibe, über mein Benehmen selbst lachen müssen. Die Französin war außer sich, und ich blieb dabei, daß der preußische Soldat das einmal Befohlene auch ausführt.

Daß meine bestimmten Aeußerungen über die Einnahme von Orleans ihre Folgen gehabt hatten, erfuhr ich erst

später auf der Insel Oléron von Kameraden, die nach mir ebenfalls nach Orleans als Gefangene gebracht worden waren, aber die Insel früher erreichten als wir fünf Gefangenen. Ich komme später auf diesen Punkt zurück. Jedenfalls wurde in Folge meiner so bestimmt abgegebenen Erklärung die Armee in Orleans in der Nacht alarmirt, und wir wurden eiligst fortgeschafft.

Vorher aber hatte man mich in eine Zelle gesperrt, wo ich mit den bereits erwähnten zwei Husaren und dem 5. Kürassier zusammentraf. Der Kürassier war ein strammer, breitschulteriger Mann, die Husaren echte Husarenfiguren. Sie waren sichtlich erfreut, neue Leidensgefährten gefunden zu haben.

Ein Vorfall noch verdient der Erwähnung.

Die Dame hatte sich empfohlen, und zwar mit einer Verbeugung von so vollendeter Grazie und Eleganz, daß sie jedenfalls dadurch zu erkennen geben wollte, wes Standes sie sei. Ich sprach dann noch mit Herrn von Stein, als ich plötzlich und zwar ziemlich unsanft in ein finsteres Zimmer gestoßen und eingeschlossen wurde. Ich wußte nicht, wie mir geschah, und war nahe daran, meine Fassung zu verlieren. Durch die jüngsten Erlebnisse befand ich mich ohnehin in einer begreiflichen Aufregung, und jetzt glaubte ich, jeden Augenblick in die Tiefe zu verschwinden. Da öffnete sich meine Zelle, und herein trat Herr von Stein. Er theilte mir mit, daß er soeben mein Lebensretter gewesen sei. Ein auf Posten stehender Turko, dem ich den Rücken zugekehrt, hatte die Absicht gehabt, mich zu durchstechen, was durch das schnelle Handeln des Herrn von Stein ver-

hindert worden war. Dieser Vorfall zeigte mir deutlich, wessen ich noch gewärtig sein konnte; ich erkannte nun, daß hier jede Ordnung aufgehört hatte.

Wie schon erwähnt, sollte unser Aufenthalt in Orleans nur von kurzer Dauer sein. Wir fünf Gefangenen befanden uns in einer Zelle, jeder mit sich selbst beschäftigt. Kein Wort wurde gesprochen. Ich streckte mich auf mein Lager hin, aber es war mir nicht möglich, auch nur auf Augenblicke die mir so dringend nothwendige Ruhe zu finden. Hier war es ja wohl begreiflich, aber auch später hat mich meine Sehnsucht nach dem Regiment keine Ruhe finden lassen und hat am meisten dazu beigetragen, daß meine Gesundheit stark erschüttert wurde.

Plötzlich öffnet sich die Thür, und mit der Laterne in der Hand erscheint der Wärter.

„Messieurs, tout de suite à la partie!“

Wir erhoben uns und schritten zur Thür hinaus. Unten erwarteten uns fünf Gendarmen, welche uns durch das vollständig von Militär verlassene Orleans nach dem Bahnhofe führten. Wir fuhren nach Bourges. Die Gendarmen waren junge, schöne Männer, artig und kameradschaftlich. Ich schloß dieses daraus, daß sie uns Wein anboten und alle Anstrengungen machten, sich mit uns zu unterhalten, doch leider verstanden wir nicht französisch und sie nicht deutsch.

Erlebnisse auf dem Transporte.

Nach einigen Stunden waren wir in Bourges, wo uns derselbe Empfang seitens der Bevölkerung zu Theil wurde wie in Orleans.

„A bas les Prussiens! Coupez la tête aux prisonniers!“ so tönte es ununterbrochen in meinen Ohren.

Endlich hatten wir das Gefängniß erreicht, und erleichtert athmeten wir auf. Man brachte uns in eine kleine Zelle, vor welcher sich ein von hohen Mauern umgebener Hofraum befand, und überließ es uns, die Zelle oder den Hofraum zum Aufenthaltsort zu wählen. Wir gaben dem letzteren den Vorzug. Die Gendarmen empfahlen sich, und wir streckten uns lang auf den Steinfliesen aus.

Ueber uns einen wahrhaft prächtigen blauen Himmel, sah ich sinnend und grübelnd in das unermeßliche Blau und fühlte mich grenzenlos unglücklich. Gegen Abend gingen wir in unsere Zelle. Mitten in der Nacht aber wurde ich aus meiner Träumerei gerissen, indem ein Gendarm uns aufforderte, ihm schnell zu folgen. Dieses konnte sofort geschehen, wir waren immer reisefertig. Unten angekommen, erwarteten uns noch vier Gendarmen.

Diese starke Bedeckung war zu unserer eigenen Sicher-

heit, um uns vor der Wuth des aufgeregten Volkes zu schützen, durchaus nothwendig, wovon wir uns bald überzeugen sollten.

Im Hausflur standen wir still. Die Gendarmen ermahnten uns, auf der Straße recht ruhig aufzutreten. Sie selbst gingen nur auf den Fußballen. Ihr „doucement“ höre ich noch heute. Namentlich war es der etwas sehr schwerfällige und durch die erlittenen Strapazen schlaff gewordene Küraßier, der die schweren Reiterstiefel immer wieder in zu laute Berührung mit dem Steinpflaster brachte, und dem das „doucement“ wiederholt entgegengehaucht wurde. Ja, man war seitens der Gendarmen unendlich vorsichtig, sie kannten die Bevölkerung und waren durchaus bemüht, ihre Pflicht uns gegenüber zu erfüllen. Eine unbegrenzte Hochachtung bewahre ich den französischen Gendarmen für alle Zeit, deren ich sehr viele auf meinen Kreuz- und Querzügen durch Frankreich kennen gelernt habe; alle waren sie liebenswürdig und artig. Sie standen mit bewundernswerther Energie für uns ein, was bei dem vollständigen Mangel an jeder Ordnung unter Umständen wahrlich nicht leicht war, wovon ich in jener zweiten Nacht meiner Gefangenschaft auf dem Wege von dem Gefängnisse in Bourges bis zum Bahnhof den ersten Beweis erhielt.

Trotz unseres leisen Auftretens hatte das Einhermarschiren von 10 Männern in der Stille der Nacht die Aufmerksamkeit einiger Nachtschwärmer auf sich gezogen. Kaum waren wir als preußische Gefangene erkannt, als der Ruf: „A bas Prussiens, prisonniers de guerre!“ erschallte. Im Nu waren wir von etwa hundert Menschen um-

ringt, die schimpfend und fluchend auf uns einstürmten. Hier erkannte ich die Nothwendigkeit unserer starken Bedeckung. Es ist den braven Gendarmen schwer genug gefallen, uns vor der rasenden Bevölkerung zu schützen. Schließlich kam es zu thätlichen Angriffen. Zum Glück waren wir nur noch einige hundert Schritt vom Bahnhofe entfernt, den wir auf die Aufforderung der Gendarmen hin durch schnelles Laufen erreichten. Athemlos kamen wir an.

Wir fanden den Bahnhof mit Truppen angefüllt, Liniensoldaten und Mobilgarden. Ich hatte auf einer Bank Platz genommen und dachte über das soeben Erlebte nach. Mit schwerer Besorgniß blickte ich in die Zukunft.

Ein Lokomotivführer trat zu mir heran und knüpfte eine Unterhaltung mit mir in fließendem Deutsch an. Er hatte sechs Jahre in Köln als Maschinenbauer gearbeitet und kannte den Rhein und Süddeutschland; er war noch entzückt von den herrlichen Gegenden und sprach voller Achtung von uns.

Ein auffallend großer Offizier der Mobilgarde, die ihrerseits einen recht erbärmlichen Eindruck machte, trat zu uns heran und beobachtete unsere Unterhaltung. Der Lokomotivführer dolmetschte, und nun kam die Frage auch nach meiner Gefangennahme, deren Erzählung auf den Offizier der Mobilgarde denselben Eindruck machte, wie auf jenen Offizier der mich gefangennehmenden Dragoner.

In Ekstase ließ er mich hoch leben, aber seinem „Vive le prussien“ folgte demonstrativ „Vive la république“ — die militärische Disziplin hatte hier ihr Ende.

Der Offizier hatte trotz seiner Hünengestalt Mühe, die

Ordnung wieder herzustellen. Als ihm dies schließlich gelungen und seine Autorität wieder vollständig hergestellt war, trat er zu mir heran, schüttelte mir die Hand und forderte mich auf, mit ihm an die Restauration heranzutreten. Aber sein „Ouvrez la fenêtre!“ fand kein Gehör. Das Fenster blieb geschlossen. Möglich, daß mitten in der Nacht Niemand zugegen war, möglich auch, daß man nicht öffnen wollte.

Auf mich machte der ganze Vorfall einen recht unangenehmen Eindruck. Angenehm aber mußte mich Folgendes berühren. Ich hatte kaum meinen Platz wieder eingenommen, als ich von Mobilgarden umringt und in verletzender Weise angegafft wurde. Dies bemerkte ein französischer Kavallerist der Linie. Er trat zu mir heran und sprach in gutem Deutsch: „Verzeihen Sie diesem Lumpengesindel, das wohl dreist genug ist, sich an den gefangenen Preußen, aber nicht an den Preußen in Waffen zu wagen.“

Der Soldat hatte bei Sedan mitgefochten und war über die belgische Grenze entkommen. Er war Elsässer, aber bei aller Eingenommenheit für die grand' armée erkannte er neidlos unsere Tapferkeit und Tüchtigkeit an. Er war empört über das französische Volk, das seine Armee des Verraths an dem Vaterlande beschuldigte. Die Mobilgarden verachtete er.

Unser Zug fuhr ab, und weiter ging es nach Frankreich hinein.

Wohin? — Wir wußten es nicht. Und meine paar Brocken Französisch reichten nicht aus, um uns zu verständigen. Hier habe ich den Werth, eine fremde Sprache

zu beherrschen, kennen gelernt. Schon wegen der mich begleitenden Gendarmen hätte es sich gelohnt, denn diese gaben sich auch hier wieder die größte Mühe, sich uns verständlich zu machen, was sie komischer Weise dadurch zu erreichen suchten, daß sie recht laut und langsam zu uns sprachen.

Gegen Mittag kamen wir nach Moulins, wo uns die Bevölkerung denselben Empfang wie in Bourges bereitete. Zu Hunderten begleitete uns das Volk, johlend und schreiend, schimpfend und fluchend. Die Kinder tanzten vor uns her, das Volk war rasend. Was für ein Aufsehen erregten hier fünf Gefangene!

Man brachte uns wieder in das Gefängniß. Ein hoher, von breiten Sandsteinen aufgebauter Thurm nahm uns auf. Eine Wendeltreppe führte uns bis in das oberste Stockwerk, wo ein Haufen Stroh unser Lager bildete. Die kleinen Fenster gewährten einen prächtigen Rundblick über die ganze Stadt. Von hier aus habe ich so recht die Aufgeregtheit und Raserei des französischen Volkes beobachten können. Alt und Jung war auf den Beinen. Männer mit weißem Haar, hinfällige Gestalten, die nur die Begeisterung aufrichtete, im hohen Cylinderhut, die Flinte über der Schulter; daneben unreife Buben, denen es schwer wurde, die Büchse zu tragen, Alle hatten sich vorbereitet, das Vaterland zu vertheidigen.

Unsere Ankunft hatte Tausende vor das Gefängniß gelockt, und das Geschrei und das Verlangen, uns die Köpfe abzuschlagen, nahm kein Ende. Minutenlang hörte ich nichts weiter wie: „Coupez prussiens!“ Nach einigen Stunden der Rast holte man uns zum Essen und führte uns in ein

großes Zimmer. Dasselbe war ausgestattet wie eine Schulstube, mit langen, einfachen Tischen. Es war der Speisesaal der Gefangenen, welche mit einem riesigen Geklapper ihrer großen Holzschuhe aus den verschiedenen im Thurm befindlichen Zellen die Wendeltreppe herunterkamen und schweigend ihren Platz einnahmen. Lautlos — das Sprechen war ihnen jedenfalls verboten — verzehrten sie ihre Suppe und ein Stück Brot. Wir fünf Gefangene theilten mit ihnen das einfache Mahl.

Nach höchstens zehn Minuten war das Diner beendet. Ein Aufstehen wie auf Kommando, wieder ein ohrenbetäubendes Holzschuh-Geklapper, welches wie ein Trommelwirbel verklang, und die Gefangenen waren wieder in ihren Zellen.

Wir durften bleiben.

Nach einiger Zeit erschien ein Aufseher in Begleitung eines Deutschen. Der Beamte war selbstverständlich neugierig zu erfahren, wer oder was wir seien u. s. w. Zu diesem Zwecke bediente er sich eines Dolmetschers, da er selbst der deutschen Sprache nicht mächtig war. Der Dolmetscher war ein Häftling, ein hessischer Schneidergeselle. Unser Landsmann erzählte mir, daß man ihn eines Tages ohne jeden anderen Grund, als daß er ein Deutscher war, eingesperrt hätte. Er schilderte uns die Raserei und Wuth des Volkes und gestand offen ein, daß er wenig Hoffnung für unsere Rückkehr hege.

Der Aufseher inhibirte plötzlich unsere Unterhaltung und schaffte den deutschen Schneider fort. Uns aber forderte er auf, zu promeniren. In der Meinung, daß er eine

Promenade durch die Stadt in Aussicht habe, lehnte ich dankend ab. Der Spaziergang sollte sich aber nur auf einen kleinen, von vierstöckigen Gebäuden umgebenen Hofraum beschränken. Eine schwere, mit Eisen beschlagene Thür wurde aufgeschlossen.

Französische Dankbarkeit. Unverhofftes Wiedersehen.

Wir traten ein.

Ich schrak förmlich zurück, als die Thür sich hinter uns geschlossen hatte und wir uns einer Anzahl Turkos und Zuaven, etwa zehn bis zwölf, gegenüber befanden. Nur ein Moment des gegenseitigen erstaunten Betrachtens, dann nahmen sie das Spiel, mit dem sie sich beschäftigten, wieder auf. Sie warfen mit Sousstücken gerade so, wie bei uns die Schulknaben ihr „Knipsen" betreiben. Wir schienen ihnen vollständig gleichgültig.

Ich für mein Theil hatte nun Gelegenheit, die französischen Soldaten näher in Augenschein zu nehmen.

Sie waren so, wie ich sie bereits kennen gelernt: hager, sehnig und sicher von großer Gewandtheit. Ihre Bewegungen hatten trotz der Schnelligkeit etwas Katzenartiges, Schleichendes.

Als ich so in meine Betrachtungen versunken dastand, klingt es an mein Ohr:

„Na, Kamerad, wie geht es?"

Ich war auf das Höchste überrascht und hätte diesen Zuaven, der mich so kameradschaftlich in meiner Sprache

anredete, am allerwenigsten für einen Deutschen gehalten, der er in der That war. Er unterschied sich durch nichts von den anderen. Im Gegentheil, sein Teint war gebräunter wie der seiner Kameraden, und sein Gesicht bekam dadurch, daß es voller Pockennarben saß, und die Vertiefungen, die die Narben hervorgerufen, besonders tief gebräunt waren, einen ganz abscheulichen Ausdruck. Ich hatte Mühe, meine Empfindungen zu verbergen. Er erzählte mir, daß er arbeitslos sich in Frankreich umhergetrieben habe und schließlich in die Fremdenlegion eingetreten sei. Meine Frage nach seiner Heimath — er war Norddeutscher — ließ er unbeantwortet, ich mochte nicht in ihn dringen. Als ich ihm erzählte, wie es uns ergangen, wie es selbst den Gendarmen schwer geworden sei, uns vor der Volkswuth zu schützen, theilte er mir mit, daß es ihnen, den französischen Soldaten, weit schlimmer ergangen sei.

Er sprach darauf einige Worte mit seinen Kameraden. Die Turkos erhoben sich und zeigten mir an ihren Handgelenken starke Eindrücke und Hautabschürfungen von den Ketten, an die geschlossen man sie zu irgend einem Depot zurückzuführen im Begriff war, nachdem sie in der Schlacht bei Sedan entkommen waren und dort, so unterstellte man ihnen, ihr Vaterland verrathen hätten. — Der Zuave erzählte mir weiter, daß man ebenfalls nach ihnen gespuckt, sie beschimpft, ihnen nie eine Erfrischung gereicht habe.

Diese Aeußerungen stimmten mit der Bemerkung jenes Kavalleristen überein, der in Bourges zu mir herangetreten war und ebenfalls darüber klagte, daß man die Armee des Verraths beschuldigte.

Das Volk suchte eben nach einem Grunde seiner Niederlage!

Ich muß gestehen, daß ich trotz des widerwärtigen Eindrucks, den mein „Zuaven-Landsmann“ auf mich machte, mich noch gern mit ihm unterhalten hätte, schon um von dem Leben und Wesen der Turkos etwas zu erfahren. Unserer Unterhaltung wurde aber plötzlich ein Ende gemacht. Wir empfahlen uns mit deutschem Handschlag und Händedruck und dem gegenseitigen Wunsche einer glücklichen Rückkehr in unser beiderseitiges Vaterland. Der Gefängnißaufseher war erstaunt über unseren so schnell geschlossenen Freundschaftsbund.

Witterte er auch hier Verrath? — Es ließ sich annehmen.

Und nun ging's zur Ruhe. Aber vor dem Geschrei des Volkes und vor eigener innerer Aufregung war an ein Schlafen nicht zu denken. Mitten in der Nacht, als sich die Raserei des Volkes gelegt, schaffte man uns weiter. Ich muß es dankend anerkennen, daß sich die Behörden Mühe gaben, uns, so weit es irgend möglich war, zu schützen.

Nicht ohne bange Erwartung schlichen wir mit unserem Gendarm dahin. Am meisten hatte der Kürassier zu leiden, da das Volk, wie er mir sagte, ihn für Bismarck hielt. Ich mußte lachen trotz der erbärmlichen Lage, in der wir uns befanden. Unser Kürassier hatte den Ausruf des Volkes, der immer erscholl, wenn man seiner ansichtig wurde: „Ah, cuirassier de Bismarck“, sich dahin ausgelegt, daß man ihn für den leiblichen, wirklichen Bismarck halte. Als ich ihn über seinen Irrthum aufklärte, athmete er erleichtert auf.

So vergingen einige Tage, an denen sich nichts Bemerkenswerthes ereignete. Am Tage lagen wir im Gefängniß, des Nachts wurden wir weitertransportirt.

Die Aufregung des Volkes wurde immer größer, den Gendarmen fiel es immer schwerer, uns zu schützen.

Da, in einer Nacht, sollte mir eine große Ueberraschung zu Theil werden.

Als wir uns wieder auf dem Transport befanden und möglichst geräuschlos die Stadt durchschritten, machten unsere Gendarmen plötzlich halt.

Wir befanden uns vor einem Gebäude, dessen Portal mit einem eisernen Gitter umzogen war, wahrscheinlich die Mairie.

In diesem Portal gewahrte ich eine Gesellschaft Civilisten, welche mittelst des sie umgebenden Eisengitters von der Straße abgesperrt waren. Erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollten, harrend, höre ich plötzlich meinen Namen rufen. Erstaunt sehe ich auf und erblicke den Lieutenant Grafen von Schmettow I, der, nur durch das Gitter von mir getrennt, vor mir steht.

Wer vermag die Gefühle eines solchen Wiedersehens zu schildern, die Freude zu beschreiben, die ich beim Anblick unseres geliebten Offiziers empfand, dessen Schicksal uns noch gar nicht bekannt war!

Bei Epernay, wie schon anfangs geschildert, schwer verwundet in die Hände des Feindes gefallen, sah er sehr leidend aus.

In seiner Gesellschaft befanden sich noch einige Leidens=

gefährten, unter Anderem ein süddeutscher Baron mit seiner Gattin und drei Schiffskapitäne. Den süddeutschen Baron hatte man sammt seiner Gattin auf einer Vergnügungsreise, der Spionage verdächtig, gefangen genommen, die Schiffskapitäne hatte man auf offener See gefangen genommen.

Graf von Schmettow erzählte mir, daß trotz des schlichten Bürgerkleides, das er trug, er vor Insulten nicht geschützt sei, und daß man beabsichtigte, ihn und seine Leidensgefährten weit ins Land hinein zu bringen.

Diesem Transporte sollten wir angeschlossen werden. Wir schritten zusammen nach dem Bahnhof, um gleich darauf abzudampfen.

Ich saß mit einem der Schiffskapitäne zusammen, einem großen, stattlichen Herrn. Er war aus Stettin und hieß, wenn ich nicht irre, Holz. Auf das Höchste erbittert über die Handlungsweise der Franzosen, ballte er bei der Mittheilung meiner Erlebnisse seine großen, kräftigen Hände. Schließlich bat er mich noch, fünf Francs von ihm anzunehmen, was ich ihm in Anbetracht meiner vollständigen Mittellosigkeit, da man mir bei meiner Gefangennahme Alles genommen, nicht abschlug und ihm noch heute danke.

Unsere Fahrt ging nach Clermont-Ferrand.

Bei der Ankunft auf dem Bahnhof war ich erstaunt, entgegen den üblichen Vorsichtsmaßregeln, nur einen Gendarmen zu erblicken, der uns fünf Mann — unsere Leidensgefährten waren schon in einem Wagen davongefahren — transportiren sollte. Ich versuchte, dem Gendarm meine Bedenken verständlich zu machen, wobei ich ihm unter Vorzeigung meines Fünf-Francsstückes ein „à la voiture“ zu-

rief. „Nix, nix!" entgegnete er und warf sich zum Zeichen seiner Autorität in die Brust.

Er kannte sich und seine Leute. Unterschied er sich betreffs seines Aeußeren ganz bedeutend von den uns bisher begleitenden Gendarmen, die durchweg schöne Männer waren, was man ihm nicht nachsagen konnte, so stand er ihnen an Energie durchaus nicht nach, verrieth vielmehr einen hohen Grad von persönlichem Muth, wovon wir uns bald überzeugen sollten.

Wir waren nur einige hundert Schritt gegangen, als uns der genugsam bekannte Empfang seitens der Bevölkerung werden sollte. Aber der „sergeant-major" — diese Charge bekleidete der Gendarm — verstand es vortrefflich, Ausschreituugen der rohen Menge zu verhüten. Hoch aufgerichtet stand er, seinen Säbel in der Hand haltend, da. Sein blasses, sommersprossiges Gesicht verrieth seine innere Entschlossenheit, seinen Muth. Keiner wagte seinen Worten zu widersprechen, beschämt schlichen alle von dannen.

Auf mich machte der Vorgang einen unvergeßlich tiefen Eindruck. Es war nicht allein das Gefühl, dem verletzenden Gejohle, Geschrei und Geschimpfe der aufgeregten Menge entgangen zu sein. Nein, mein Sinn für Ordnung fand hier, zum ersten Male nach meiner Gefangennahme, wieder Befriedigung. Ich sah es dem Manne an, daß er entschlossen war, nicht nur für uns einzutreten, sondern vor Allem auch die Ordnung aufrecht zu erhalten, und wenn es sein mußte, dafür zu sterben. In einigen Tagen schon war dies nicht mehr möglich, wie ich später berichten werde.

Französisches Kasernenleben. Getäuschte Hoffnungen.

Im Gegensatze zu dem bisherigen Verfahren wurden wir hier nicht im Gefängniß, sondern in einer Infanteriekaserne untergebracht. Die Kaserne war ein fünfstöckiges, mächtiges Gebäude, welches ein großer, mit schönen Kastanienbäumen besetzter Hof umgab. Der sergeant-major führte uns in unser im fünften Stocke gelegenes Zimmer, welches eine herrliche Aussicht nach dem nahen Gebirge gestattete, was nur zu sehr geeignet war, unsere Sehnsucht nach der Freiheit in noch höherem Grade wachzurufen.

Auf dem Kasernenhofe tummelten sich die Soldaten, es wurde dort exerzirt und musizirt, man fühlte sich beinahe wohl in dieser Umgebung. Das Bewußtsein der vorhandenen militärischen Ordnung und Disziplin übte seinen guten Einfluß aus, und schon fing ich an, mich in eine gewisse Sicherheit zu wiegen, als ich bitter enttäuscht werden sollte.

Sinnend und grübelnd sah ich zum Fenster hinaus über die Bäume hinweg in die herrlichen Berge; im Geiste ließ ich mein liebes Ulanenregiment an mir vorüberziehen.

Wo wird es sich jetzt aufhalten? Wird es bivouakiren, haben sie schon wieder eine Attacke geritten?

Plötzlich entsteht auf dem Hofe ein furchtbarer Skandal. Zehn bis zwölf Soldaten schlagen auf einen an der Erde liegenden Kameraden ein, zerren ihn hin und her, reißen ihm buchstäblich die Uniform vom Körper, und dieses Alles in Gegenwart eines Offiziers, der sich vergeblich bemüht, die Schlägerei zu inhibiren. Die Soldaten aber lassen sich absolut nicht stören und nehmen von der Anwesenheit ihres Offiziers keine Notiz.

Ich wandte mich mit Ekel von dieser Szene ab, ich wußte genug — und die kommenden Ereignisse trafen mich nicht unerwartet.

Es war inzwischen finster geworden, und wir legten uns zur Ruhe. Von Schlafen war allerdings nicht die Rede. Auf dem Hofe und aus der Kantine erschallte feuriger, leidenschaftlicher Gesang, und in der Kaserne ging es ununterbrochen treppauf, treppab. Es war ein grenzenloser Lärm, von Ordnung keine Spur. Unser Zimmer war selbstverständlich verschlossen und von einigen Posten bewacht.

Mitten in der Nacht hörten wir vor unserer Thür einen heftigen Wortwechsel. Angetrunkene Soldaten verlangten das Oeffnen der Thür. Die Posten versuchten, ihre Pflicht zu erfüllen; sie erreichten aber nur, daß der Skandal immer toller wurde. Man schlug und stieß gegen die Thür und verlangte unter Fluchen und Schreien die Auslieferung der Gefangenen. Erst gegen Morgen beruhigte man sich. Von der fortwährenden Aufregung total ermüdet, schliefen auch wir.

Gegen Mittag bekamen wir hohen Besuch. Der Kommandant erschien mit zwei Damen, welche den Wunsch

hatten, sich die gefangenen Preußen anzusehen. Ein aus dem Elsaß stammender Lazarethgehülfe fungirte als Dolmetscher. Das Ausfragen wollte nun kein Ende nehmen. Die Damen zeigten viel Verständniß für das Praktische unserer Uniform, die ihnen recht gut gefiel; auch an unserer Person hatte man nichts auszusetzen. Im Uebrigen war ihr Benehmen vornehm und freundlich.

Der Kommandant, der wohl in Gegenwart der Damen die Verpflichtung zu haben glaubte, sich uns ebenfalls von der liebenswürdigsten Seite zu zeigen, fragte, ob wir irgend eine Beschwerde hätten. Ich theilte ihm das in der Nacht Vorgefallene mit und bat ihn nur, dafür sorgen zu wollen, daß mir das Gefühl nicht ganz verloren ginge, mich unter zivilisirten Menschen zu befinden; bei dieser Gelegenheit gab ich auch eine Schilderung meiner früheren Erlebnisse.

Die Damen und der Kommandant waren durch meine Aeußerungen ersichtlich unangenehm berührt. Unter heftigen Armbewegungen erklärte mir der Offizier, daß die Schuldigen ihrer Strafe nicht entgehen und ein solcher Vorfall sich nicht wiederholen solle. Er hielt Wort, und wir hatten Ruhe.

Die Versicherungen des Kommandanten hatten für mich viel Beruhigendes, zumal es hieß, wir würden hier internirt bleiben.

Aber es ändert sich nichts schneller wie das Wetter und die Stimmung in Frankreich, zumal zu einer solchen Zeit.

Schon nach drei Tagen besuchte mich Graf Schmettow und theilte mir mit, daß wir nach Afrika eingeschifft werden sollten. Er mit noch einigen Leidensgefährten würde eben=

falls Clermont-Ferrand wieder verlassen, wo sie vor den Insulten des Volkes nicht mehr zu schützen seien. Man beabsichtigte, sie nach Montpellier zu bringen. Der Graf versprach mir, dem Regiment, welches mich für todt hielt, Kenntniß von meinem Dasein zu geben; er hinterließ mir 50 Francs, die ich gleichmäßig unter uns fünf Gefangene vertheilte, und verabschiedete sich mit dem herzlichsten Wunsche eines frohen und gesunden Wiedersehens.

An demselben Tage erhielt ich noch den Besuch eines der deutschen Sprache mächtigen französischen Stabstrompeters, der, bei Sedan von unseren Ulanen gefangen, aus irgend einem Grunde aber wieder freigelassen und glücklich über die belgische Grenze entkommen war. Der Wackere bemühte sich jetzt, die den Ulanen schuldige Dankbarkeit auf mich zu übertragen. Er theilte mir mit, daß er bereits mit dem Kommandanten gesprochen und dieser gestattet habe, daß ich während meines Aufenthals in Clermont-Ferrand regelmäßig bei ihm (dem Stabstrompeter) zu Mittag speisen könne.

Es war ein prächtiger Mensch, dieser Stabstrompeter, voller Humor und guter Laune, und trotz des Zusammenbruchs des Kaiserreichs voller Schnurren und Witze. Er war wohl mehr Musikant als Soldat. — Ich muß gestehen, daß ich mich im Stillen auf das erste gute Mittagessen freute, aber — leider vergebens.

Am anderen Morgen schon verließen wir Clermont-Ferrand; wir nahmen an, daß wir nun nach Afrika transportirt würden.

Unsere Reise ging zunächst nach Bordeaux. Nach

einigen Stunden Aufenthalt, die wir auf dem Bahnhof zubrachten, fuhren wir weiter nach Nantes.

Auf dem Bahnhof in Bordeaux gesellte sich ein feiner Pole zu mir, der naiv genug war, mir mitzutheilen, daß im Walde von Fontainebleau 20 Regimenter Infanterie gefangen wurden und Prinz Friedrich Karl erschossen worden sei. Als ich ihm die Unmöglichkeit einer Gefangennahme von 20 Regimentern preußischer Infanterie vor Augen führte, rief er sehr gereizt aus: „Frankreich ist eine Mausefalle für Preußen; die hineingegangen, kommen niemals mehr heraus.“ Diese alberne, von grober Unkenntniß und Bornirtheit zeugende Bemerkung des edlen Polen konnte mich selbstverständlich wenig beirren.

Ich habe häufig während meiner Gefangenschaft Gelegenheit gehabt, mich mit in Frankreich lebenden Polen zu unterhalten. Ich muß offen gestehen, daß sie durch ihr Wesen und ihr ganzes Auftreten einen recht widerwärtigen Eindruck auf mich gemacht haben.

Nach der Insel.

Von Nantes fuhren wir nach Rochefort, wo man uns wieder im Gefängniß unterbrachte.

Wir befanden uns auf dem Gefängnißhof und waren eben im Begriff, uns an einem mächtigen, mit klarem Wasser gefüllten Steintrog nach der Reihe so gut als möglich zu reinigen, als sich einige Herren aus der Stadt einfanden, um die gefangenen Preußen zu sehen.

Ein Kaufmann aus dem Elsaß fungirte als Dolmetscher. Unter den Herren befanden sich zwei englische Offiziere, die, wie mir mitgetheilt wurde, beabsichtigten, den Krieg gegen Deutschland mitzumachen. Als wir im Laufe der Unterhaltung auf die Ulanen und die Gefährlichkeit ihrer Waffen zu sprechen kamen, war ich erstaunt, auch bei ihnen die Ansicht vertreten zu finden, wonach die Ulanen keiner regulären Truppe angehören und sich aus allem nur möglichen Gesindel zusammensetzen sollten. Nachdem ich ihnen nun gehörig Aufschluß gegeben, war das Erstaunen auf ihrer Seite. Man suchte gut zu machen, was die öffentliche Meinung an uns gesündigt. Die Herren ließen Wein und Cigaretten holen und zeigten sich von der liebenswürdigsten Seite. Schließlich fragte mich einer der englischen Offiziere,

was ich wohl machen würde, wenn mir Gelegenheit geboten würde, ihm im Felde feindlich gegenüber zu stehen. Als ich ihm darauf lächelnd erwiderte, daß wir uns jedenfalls tüchtig herumschlagen würden, drückte er mir kräftig die Hand. Dann empfahlen sich die Herren.

Wir suchten unsere Zelle auf, die wir mit drei französischen Marinesoldaten theilten, denen ich mit einigen Cigaretten eine derartige Freude bereitete, daß sie förmlich in Ekstase geriethen, was wohl auf eine durch längeren Arrest hervorgerufene große Entbehrung schließen ließ.

Während ich auf meiner Matratze lag, schweiften meine Gedanken rastlos umher, zu den Meinen in der Heimath, zu meinem Regiment, zu meinen mir so lieb gewordenen Kameraden, bis ich endlich einschlief.

Am anderen Morgen brachen wir auf.

Der Gedanke, nach Afrika zu kommen, das herrliche Meer zu schauen, hatte — ich muß es gestehen — einen gewissen Reiz für mich. Leider sollte sich meine Hoffnung nicht erfüllen.

Wir waren in Begleitung eines durchaus liebenswürdigen Gendarmen nur eine kurze Zeit gegangen, als ich erfuhr, daß es nicht nach Afrika, sondern nach der Insel Oléron ginge.

Insel Oléron!

Die Gendarmen hatten keine Ahnung, welchen Eindruck die beiden Worte auf mich machten. Da wir, wie immer, uns nicht verständigen konnten, störte mich nichts, meiner Phantasie die Zügel schießen zu lassen. Und da ich in meinen Kenntnissen in der Geographie vergeblich nach der

Insel Oléron suchte, schweiften meine Gedanken weit, weit über das Meer. Um so erstaunter war ich, als wir nach einem Fußmarsch von ungefähr zwei Meilen die Insel vor uns liegen sahen.

Vorher aber sollten wir nochmals Quartier machen, und zwar in Marennes. Auf der Fußtour von Rochefort bis nach Marennes begleiteten uns zwei berittene Gendarmen. Sie waren freundlich und zuvorkommend wie ihre Kollegen, und da sie Kavalleristen waren, standen sie mir um so näher. Sie wurden nicht müde, mir durch allerhand Gesten die Vorzüglichkeit ihrer Pferde zu preisen und praktisch vor Augen zu führen. Sie ritten Volten, links und rechts Galopp, sprangen über Gräben, kurz, man war ganz Kavallerist. Ich gab mir Mühe, meine Gefühle zu verbergen. Und als sie die spezielle Kameradschaft noch dadurch bekundeten, daß sie nach einander mir ihre Flaschen anboten, nahm ich einen echt kameradschaftlichen tiefen Schluck und gedachte dabei derer, mit denen ich so oft in den verschiedensten Situationen auf gute Kameradschaft getrunken. Sie merkten, was mich bewegte, und drückten mir die Hand. Ihr Mitgefühl danke ich ihnen noch heute.

Das Marschiren that uns wohl, wir schritten tüchtig aus, und so erreichten wir bald Marennes.

Wieder nahm uns das Gefängniß auf. Nach kurzer Zeit erschien in unserer Zelle ein Geistlicher, der sich erkundigte, ob unter uns ein Pole sei.

Dem Manne konnte geholfen werden. Der zweite Leibhusar stellte sich ihm als Pole vor.

Zwischen den Beiden entspann sich nun eine lebhafte

Unterhaltung in polnischer Sprache. Als die verstohlen und leise hingeworfene Frage des Priesters, ob unter den Mitgefangenen noch ein Katholik sei, seitens des Polen verneint wurde, würdigte uns der Geistliche keines Blickes mehr. Auch von den Weintrauben und Aepfeln, die dem polnischen Husaren in reichlicher Menge seitens des Geistlichen gebracht wurden, erhielten wir nichts. Es geschah uns schon recht, warum waren wir nicht katholisch!

Am anderen Morgen brachen wir auf. Nach einem kurzen, etwa halbstündigen Marsche befanden wir uns am Atlantischen Ocean. Eine nicht sehr breite Bucht trennte das Festland von der Insel.

„Ile d'Oléron!“ rief der uns begleitende Gendarm und zeigte mit der Hand über das Meer. Noch ein kurzer Aufenthalt in dem Fährhause, dann bestiegen wir ein kleines Dampfschiff, und in einer Viertelstunde hatten wir unseren Bestimmungsort erreicht.

Ankunft auf der Insel. Erinnerung an Orleans.

Unter dem Zusammenlauf der Bevölkerung wurden wir zunächst zur Kommandantur geführt. Als wir Fünf dem Kommandanten und ich allein den Damen des Hauses vorgestellt waren, brachen wir wieder auf. Wir sollten nicht, wie ich hier erfuhr, in der Citadelle der Stadt Chateau, sondern in einem Fort der Insel internirt werden; um dorthin zu gelangen, bedurfte es noch eines einstündigen Fußmarsches.

Der Weg berührte mich recht unangenehm. Eine unendlich öde Landschaft, dazu ein trübes, regnerisches Wetter! Je mehr wir uns dem Fort und dem Meere näherten, desto trauriger wurde die Gegend. Hoch aufgethürmte Salzhaufen ließen auf den Erwerb der Bewohner schließen. Vom Meere aus waren tiefe Gräben in das Land hinein gegraben, in welche das Meerwasser zur Verdunstung geleitet wird. Das nach der Verdunstung am Boden zurückbleibende Salz wird dann in hohen Haufen aufgeschüttet.

Endlich näherten wir uns den Mauern des Forts. Auf das Klingeln unserer Gendarmen wurde die Zugbrücke heruntergelassen, und mit weithin schallenden Schritten gingen wir darüber hinweg. Ein sehr großer Hofraum nahm uns

auf. Vor uns erblickten wir mächtige Mauern, in deren Kasematten wir untergebracht wurden. Ein hoher, von starken Pfählen hergestellter Zaun umgab die Gewölbe.

Wir traten ein und waren nicht wenig erfreut, auf einem Strohlager ausgestreckt einige zwanzig Kameraden anzutreffen, unter ihnen einen Einjährig-Freiwilligen vom Rheinischen Dragoner-Regiment Nr. 5, ebenfalls zur 4. Kavallerie-Division gehörig, Namens Louis Kerber, und zwei Landwehrleute vom 2. Garde-Landwehr-Regiment, Jansen und Ritterhaus. Die anderen Gefangenen waren Bayern, von denen mir nur noch der Einjährige Peter, Sohn eines Oberlehrers in Nürnberg, im Gedächtniß geblieben ist.

Der Einjährige Kerber theilte sofort seinen noch vorhandenen Mundvorrath mit uns, und nun begann erklärlicherweise ein lebhafter Austausch unserer Erlebnisse.

Es war unseren Leidensgenossen ungefähr ebenso ergangen wie uns; dieselben Klagen, dieselben Empfindungen. Als unser Gespräch auf unseren Aufenthalt in Orleans kam, wohin sie ebenfalls transportirt worden waren, fragte mich der Einjährige Kerber, ob ich dort die Bekanntschaft des Barons von Stein gemacht hätte. Ich bejahte. „So sind Sie also derjenige, der die Alarmirung von Orleans veranlaßt hat?" war sein erstaunter Ausruf.

Hier also auf der Insel erhielt ich Kenntniß von dem, was ich weiter oben von meinem Aufenthalt in Orleans erzählte. Wir fünf Gefangene waren auf meine der Französin abgegebene Erklärung hin, daß die Einnahme von

Orleans angeordnet sei, in derselben Nacht noch fortgeschafft worden.

Es war dies ein unzweideutiger Beweis dafür, daß die Franzosen von einem unaufhaltsamen Siege der Deutschen überzeugt waren; und wie sie das einmal Gewonnene festzuhalten sich bemühten, beweist das Fortschaffen der Gefangenen.

Ueber die Wirkung meiner in Unmuth und Groll abgegebenen Aeußerung haben wir hier auf der Insel noch herzlich lachen müssen.

Schon am anderen Tage vermehrte sich die Zahl unserer Leidensgefährten.

Man brachte zwei preußische Feldgendarmen vom 4. Korps. Sie waren ihrer drei in einem Dorfe von Franktireurs überfallen worden, wobei einer erschossen wurde. Die breitgedrückte Kugel, die dem Kameraden das Lebenslicht ausgeblasen hatte, führte der eine der Gendarmen bei sich. Sie wußten, daß sie unsere Lage nicht lange theilen, sondern als Sicherheitsbeamte bald auf freien Fuß gesetzt werden würden, was auch nach einigen Tagen wirklich geschah.

So sehr wir uns ihrer wieder erlangten Freiheit freuten, so wird man doch ermessen können, mit welchem Gefühl wir sie scheiden sahen. Der eine, in der Nähe meiner Heimathstadt stationirte Gendarm versprach mir, nach seiner Rückkehr meinen Eltern von meiner Lage Kenntniß zu geben. Er hat ehrlich Wort gehalten, wofür ich ihm stets dankbar sein werde. Es war die erste Nachricht, die meine Eltern von ihrem todt gemeldeten Sohn, um den sie bereits sechs Wochen

getrauert hatten, erhielten. Später haben sie von meinem Dasein recht häufig Beweise erhalten, denn das „Briefeschreiben" wurde schließlich unsere einzige Unterhaltung.

Nach einigen Tagen verließen wir das Fort. Man brachte uns, da sich die Gefangenen täglich vermehrten, nach der Citadelle von Chateau, wo wir in der dortigen Kaserne untergebracht wurden.

Bei unserer Ankunft war noch ein Kommando französischer Infanterie zur Bewachung der dort gefangen gehaltenen Disziplinaires vorhanden. Später mußte sich auch dieses Kommando in den Dienst des Vaterlandes stellen, der Bewachungsdienst wurde von den Bauern der Insel übernommen, zum Gaudium unserer Soldaten; ich komme später hierauf zurück.

Einige Erleichterungen. Zuwachs.

Wir zogen nun in die Kaserne ein. Auf den Dielen wurden einige Schütten Stroh ausgebreitet, jeder Gefangene erhielt eine leider sehr dünne, schlechte Decke, und unser Lager war fertig.

Nun waren wir von der Außenwelt abgesperrt! Den Insulten des Volkes entzogen, gehörten wir uns allein an und hatten Zeit und Muße, über unsere Lage, unser Geschick nachzudenken. Entgegen der doppelten Freiheitsberaubung auf dem Fort, wo man uns nicht einmal gestattet hatte, den Hofraum zu betreten, konnten wir hier frei auf demselben umhergehen.

Das Betreten der Festungswälle aber, wodurch Gelegenheit geboten wurde, einen Blick auf den Ozean zu werfen, war verboten.

Wer jedoch einige Schlauheit besaß, konnte sich dieses Vergnügen verschaffen. Ich für mein Theil habe oft stundenlang sinnend und sehnend in die Wellen geschaut, Ebbe und Fluth beobachtet.

Jeder Tag brachte uns jetzt neue Leidensgefährten. In Transporten zu zwei und drei Mann wurden sie eingeliefert. Die Ankunft frischen Zuwachses rief selbstverständlich stets

eine große Aufregung unter uns hervor. Jeder neue Ankömmling wurde von uns umringt und hatte Auskunft zu geben über die Lage der Dinge auf dem Kriegsschauplatze.

Durch die täglich ankommenden Gefangenen behielten wir Fühlung mit unserer Armee. Der Zuwachs bestand meist aus Kavalleristen, die bei ihrem schwierigen und gefährlichen Patrouillendienst oder beim Requiriren für die vor Paris liegende Armee ergriffen wurden.

Es war auch hier, außer wenigen Ausnahmen, immer derselbe Sachverhalt. Man ließ sie unbehelligt in ein Dorf hineinreiten, um sie bei ihrer Rückkehr zu überfallen, ihre Pferde niederzuschießen und sie, häufig verwundet, gefangen zu nehmen.

Manche der Neuankömmlinge befanden sich in einem ganz erbärmlichen Zustande. Zu diesen gehörte auch Sergeant Kubis von den braunen Husaren (Oels), der wahrhaftig den Eindruck eines geschundenen Raubritters machte.

Nach einiger Zeit füllten sich alle Stuben der Kaserne, und man war genöthigt, die Kasematten zur Unterbringung der Gefangenen heranzuziehen.

Zahlreiche Kavallerie- und Infanterie-Regimenter fanden hier ihre Vertretung. „Das ganze Deutschland soll es sein!" konnte man hier leider ausrufen bei dem Anblick der Bayern, Badenser, Württemberger, Hessen, Sachsen, Mecklenburger und Preußen, die sich hier zusammenfanden. Die Bayern waren am zahlreichsten vertreten; ihr heldenmüthiger Kampf bei Orleans hatte der Citadelle allein 700 Mann zugeführt, worunter sich eine ganze „Musikbande" befand.

Auch die in Ablis durch Verrath überfallenen und gefangen genommenen schleswig-holsteinischen Husaren Nr. 16 brachte man hierher.

So lange das Wetter noch ins Freie lockte, bildete der Kasernenhof tagsüber unseren ausschließlichen Aufenthalt. Es war ein buntes Bild, Truppen aller Waffengattungen sich hier herumtummeln zu sehen. Man ging zu zweien, dreien, wie man sich kennen gelernt und Sympathie für einander hegte, spazieren.

Das Fort selbst durften wir nicht verlassen, wozu übrigens auch niemand Lust verspürte. Hatte man doch bei unseren Einkäufen von Lebensmitteln ꝛc. in der Stadt, wozu sich immer einige Mann melden konnten, häufig unter den Insulten der Bewohner zu leiden gehabt. Wer sich nur einmal diesem Kommando angeschlossen, leistete für die Folge gern Verzicht darauf.

So vergingen Tage, Wochen und zuletzt Monate im beständigen Einerlei. Was die Freiheit für den Menschen zu bedeuten hat, und wie man getrost dafür Gut und Blut einsetzen kann und soll, dies habe ich hier so recht verstehen gelernt. Unser einziger Trost war und blieb das siegreiche Vordringen unserer Armee. Und doch mit blutendem Herzen, mit einer mich fast verzehrenden, qualvollen Sehnsucht nach meinem Regiment, vernahm ich all die herrlichen Siege.

Unser Leben auf der Citadelle. Fidele Appells.

Unsere Verpflegung war eine äußerst mangelhafte und einem deutschen Magen wenig zusagende. Täglich gab es zweimal Brotsuppe, die des Morgens gegen 10 Uhr und Nachmittags gegen 5 Uhr empfangen wurde, dazu ein Stück minderwerthigen Rindfleisches. Diese Brotsuppe, in Wirklichkeit Brotbrei, blieb während der ganzen Zeit der fünfmonatlichen Internirung die Hauptmahlzeit der Tausende von Gefangenen. Außerdem erhielten wir täglich einen Sou, alle zwei Tage ein Packet Tabak und ebenfalls alle zwei Tage ein rundes, lockeres, weißes Brot im Gewicht von ungefähr vier Pfund.

Man versicherte uns, daß wir dieselbe Verpflegung erhielten, wie das französische Militär in der Garnison; ob dies der Wahrheit entsprach, vermag ich nicht zu sagen.

Die Zubereitung der Suppe lag den Gefangenen ob. Es wurden zu diesem Zwecke immer auf vier Wochen ein Unteroffizier und drei Mann in die Küche kommandirt. In einem einzigen Kessel, der wohl für das hier in Friedenszeiten in Garnison liegende Infanterie-Kommando ausreichte, mußte nun für Tausende deutscher Kriegsgefangenen gekocht werden.

Nun, wir wußten uns Rath und sorgten trotz alledem dafür, daß ein Jeder täglich seinen warmen Brotbrei bekam. Freilich war die Art und Weise der Zubereitung eine solche, daß jede deutsche Hausfrau sich ekelnd abgewandt haben würde.

Nachdem das uns zugetheilte Fleisch weich gekocht, wurde dasselbe dem Kessel entnommen und nach dem Erkalten in Portionen zerschnitten. Das auf der Brühe schwimmende Fett wurde abgeschöpft; dann wurde der Kessel bis zum Rande mit Wasser gefüllt und zum Kochen gebracht, worauf das uns zu diesem Zweck gelieferte Brot hineingeschnitten wurde. Damit war unsere Kochkunst zu Ende, der Brei war fertig. In Holzkübeln für 15 Personen wurde derselbe abgeholt, nachdem noch eine gleiche Zahl von Fleischstücken, mit dem abgeschöpften Fett übergossen, daraufgelegt war. Derselbe Vorgang wiederholte sich täglich zweimal. Es ist unter solchen Verhältnissen erklärlich, daß diejenigen unter uns, welche keinerlei Zuschuß hatten, sich in einer jammervollen Lage befanden.

Eine auffallende Erscheinung trat hierbei zu Tage: die gefangenen Preußen kamen mit den ihnen zugetheilten Rationen besser aus, wie unsere süddeutschen Brüder, die Bayern. Die Preußen legten ihre Löhnung von täglich einem Sou zumeist in Wein an, die Bayern dagegen in Brot; und nicht nur das, die Preußen verkauften vielfach ihr Brot. Nach dem Brotempfang gingen die Bayern durch die Stuben der Preußen mit der höflichen Anfrage: „Hob's a Laiberl Brot zu verkaufe?" — Man hatte eben weiter nichts zu thun wie zu essen.

War für unsere Verpflegung mangelhaft, so war für unsere Reinlichkeit gar nicht gesorgt. Hierunter litten wir am meisten. Wie man sich hinlegte, stand man auf.

Erst später, als durch Vermittelung des internationalen Vereins für Kriegsgefangene das an mich gesandte Geld eintraf, konnte ich mir das Nothwendigste in Bezug auf Reinlichkeit beschaffen. Die Pflichten der französischen Behörden uns gegenüber schienen damit, daß man uns hier gesichert wußte und, wie vorstehend geschildert, verpflegte, vollständig erschöpft zu sein.

Nicht nur, daß man sich um die hier Erkrankten gar nicht kümmerte, brachte man die in französischen Lazarethen befindlichen Verwundeten als Gefangene hierher, ohne irgend welche ärztliche Behandlung, sie einfach ihrem Schicksal überlassend. Erst später wurden die Verwundeten in die Lazarethe von La Rochelle übergeführt.

Die Art der Aufrechterhaltung der Ordnung war anfangs geradezu lächerlich. Vormittags war Appell, der von einem baumlangen französischen Infanterie-Offizier abgehalten wurde. Da der Mann kein Wort Deutsch verstand, fungirte unser Kamerad Pape, der einem rheinischen Infanterie-Regiment angehörte, als Dolmetscher. Der Offizier kommandirte: „Standen!" Und nun stand wirklich Alles mit ausgespreizten Beinen, die Arme in die Hüften gestemmt, ruhig da. Ein Jeder, vom rechten Flügel anfangend, hatte seinen Namen laut zu nennen. Dies geschah, nur mit dem Unterschiede, daß nur wenige ihren eigentlichen Namen nannten. Man trieb hierbei einen Unfug, der jeder Beschreibung spottet. Anstatt der Namen wurden Worte

gerufen, die unsere Heiterkeit derart erregten, daß uns Thränen in die Augen traten. Hätte der Offizier die Bedeutung der Worte verstanden, dann würden diese Scherze wohl bald ein schlimmes Ende gefunden haben. Namentlich waren es die Schleswiger Husaren, diese prächtigen norddeutschen Jungens, die durch ihr „Pladdütsch" unsere Lachmuskeln in Bewegung setzten.

Nachdem der Letzte seinen Namen, richtiger gesagt, irgend ein Wort genannt hatte, hieß es „Kehrt". Der Appell war vorüber, wir konnten abtreten. Das Letztere geschah jedesmal mit einem ganz fürchterlichen Geschrei und Hurrahrufen. Wie Tollhäusler sprang und lief Alles schreiend davon.

Noch heute erinnere ich mich mit Vergnügen an diese Appells. Das ist nicht schön, ich muß es zugeben! Vom militärischen Standpunkte, selbst in dieser Situation, ist es sicher nicht zu billigen. Aber an diesem disziplinlosen Verhalten trugen nicht die gefangenen deutschen Soldaten, sondern das eigenartige Benehmen des französischen Offiziers die Schuld. Daß es der deutsche Soldat verstanden hat, Disziplin und Manneszucht selbst hier in der Gefangenschaft zu bewahren, dafür sprechen die Worte des prächtigen französischen Kapitäns de la Flotte, die ich, um in der Reihenfolge meiner Erlebnisse zu bleiben, erst am Schlusse meiner Schilderungen erwähnen werde. Um aber das sonderbare Benehmen unseres ersten Kommandanten zu kennzeichnen, will ich hier eine Episode einschalten, die im Uebrigen jedoch wesentlich zu unserer Belustigung beitrug.

Der jüngste Gefangene. Unsere Paraden. Nachrichten vom Kriegsschauplatze.

Unter den deutschen Kriegsgefangenen befand sich eine Anzahl Schiffer, die man auf offener See bei der Wegnahme der Schiffe als Gefangene fortgeführt hatte. Es waren meist Hannoveraner, kräftige Männer, echt deutsche Gestalten. Bei meinen Besuchen auf ihrer Stube hatte ich sie kennen und achten gelernt und mich gern durch die Erzählung ihrer Meeresfahrten unterhalten lassen.

Besonders aber war es ein Steuermann, dessen liebenswürdiges Wesen mich an seine Person fesselte. Wie die Gefahren auf dem Meere, so theilte mit ihm die Leiden der Gefangenschaft auch sein vierzehnjähriger Sohn, der ihn auf mancher Fahrt schon begleitet hatte.

Jean, so hieß der blonde, rothbäckige Junge, nahm seine Gefangenschaft so auf, wie er sie seinem Alter entsprechend nicht anders aufnehmen konnte; er war lustig und guter Dinge. Ein Kobold in des Wortes bester Bedeutung, pfiff, sang und sprang er den ganzen Tag umher und war überall und nirgends zu finden. Wir hatten ihn alle lieb; er war für uns ein Sonnenstrahl in dem düsteren Einerlei unseres Daseins.

Da die erbärmliche Gefangenenkost auch auf ihn ihre nachtheilige Wirkung sichtbar auszuüben begann, freute es mich, ihn durch etwas kräftigere Nahrung unterstützen zu können. Ich hatte mein vierwöchentliches Kommando als Küchenmeister angetreten und machte mir kein Gewissen daraus, den kleinen Jean mit einer besseren Tasse Brühe, die ich dem Kessel, bevor die Verdünnungsprozedur vor sich ging, entnehmen ließ, zu stärken.

Jean hatte sich eines Morgens zur Entgegennahme seiner Brühe in der Küche eingefunden und traf hier zufällig mit dem Lehrburschen eines in der Stadt ansässigen Schuhmachermeisters zusammen. Dieser Schustermeister, ein Mobilgardist, nahm bei uns die Stellung eines Materialien-Verwalters ein; seine Aufgabe war es, Fleisch, Brot, Holz u. s. w. zu verausgaben. Obgleich der gute Mann seinen Schusterschemel nur verließ, um die angegebene Funktion zu erfüllen, hatte man ihn doch bereits zum „Sergeanten" befördert.

Dieses Avancement war ihm augenscheinlich derart in den Kopf gestiegen, daß er selbst nicht mehr wußte, ob er eigentlich Schuster oder ob er Sergeant war. Uns gegenüber spielte er sich natürlich als Sergeant auf und verlangte allen Ernstes, daß wir ihn grüßen sollten. Da er etwas deutsch sprach, so war er im Stande, uns von diesem seinem Wunsche selbst Kenntniß zu geben. Daß er sich dadurch bei uns nur um so lächerlicher machte, ist selbstverständlich. Im Uebrigen wurde der Narr von uns nicht beachtet. Später hätte er allerdings einigen von uns, und auch meiner Wenigkeit, recht empfindlich schaden können, zum Glück aber

hatten wir inzwischen den als Menschen wie als Soldaten gleich achtungswerthen Kapitän de la Flotte zum Kommandanten bekommen, der sich in unsere Lage sehr wohl zu versetzen verstand.

Nothwendiger Weise aber mußte ich den Leser mit dem Schustersergeanten hier bekannt machen. Jean also befindet sich bei mir in der Küche und trifft mit dem Lehrling des Schusters zusammen, der damit beschäftigt war, das empfangene Brot in der Küche unterzubringen.

Jean, wie gewöhnlich lustig, singt:

„Juchhei lustig, seggt he, ek bin Kook,
Kook so geeren seggt he een Glas Grook,
Wenn ick kooke, seggt he vor'n Capteihn,
Mak ick, seggt he alles sauber rein" u. s. w.

Der französische Schusterjunge, der dem deutschen Schiffsjungen wohl nichts nachgeben wollte, schreit hierauf aus vollem Halse: „à Berlin, à Berlin!" wobei er dem Jean mit der Faust vor der Nase herumfuchtelte.

Darauf Jean: „Watt will hei?"

„Jean", sage ich, „der will nach Berlin."

„J", versetzt Jean resolut, „da schla eck em ja gliks ob't Mul."

Und richtig! Jean faßte den Schusterjungen mit echtem deutschen Griff und warf ihn nach kurzem Ringen zur Erde, worauf der Bengel ein fürchterliches Geschrei anhob. Der zufällig in der Nähe befindliche Schustersergeant stürzte herbei und wollte unserem Jean zu Leibe, was ich selbstverständlich verhinderte.

Nach einer ziemlich heftigen Auseinandersetzung verließ der Sergeant in höchster Erregung die Küche und begab sich schnurstracks zu dem Kommandanten. Die Folge war, daß Jean 24 Stunden Arrest zudiktirt wurden. Als ich dem Vater von dieser doppelten Einsperrung Kenntniß gab, blieb er vernünftiger Weise ganz ruhig und sagte nur: „Dit is ja een markwürdigen Minsch."

Jean aber, als wir ihn anderen Tages nach seiner Entlassung aus dem Arrest abholten, kam uns lächelnd entgegen und pfiff und sang, als ob nichts geschehen sei.

Kapitän de la Flotte löste den auffällig großen, vor allgemeiner Körperschwäche zitternden, gebrochenen Offizier ab. Der neue Kommandant unterschied sich in jeder Beziehung von seinem Vorgänger. Ein schöner, kräftiger Mann von vornehmem Wesen, besaß er viel militärisches Taktgefühl und natürliche Herzensgüte.

Mit dem lustigen Appell hatte es nun ein Ende, wenn auch im Uebrigen der alte Soldatenhumor selbst hier, in einer so unendlich traurigen Lage, immer noch zum Durchbruch kam. Es wurde exerzirt, manövrirt, vor Allem aber wurden große Paraden abgehalten, wobei der Kommandeur und die höheren Offiziere — beritten gemacht wurden. Die Pferde stellten zumeist die 16. Husaren. Zwei Husaren, von denen der eine etwas nach vorn gebeugt, der andere den Oberkörper fast wagerecht, seinen Kopf an den Rücken des vor ihm Stehenden preßte, bildeten, mit einer Decke überhangen, ein Pferd.

Die ganze Gesellschaft steht in zwei Gliedern, tadellos ausgerichtet, da. Der Höchstkommandirende reitet die Front

ab. Mit einem gnädigen „Guten Morgen, Leute!“ was mit einem „Guten Morgen, Excellenz!“ kräftig und einstimmig erwidert wird, nähert er sich den verschiedenen Truppen. Der Kommandeur der Parade setzt sein Pferd in Galopp. In der Mitte vor der Front haltend, erschallt sein Kommando: „Paradeaufstellung! Der erste Zug gerade aus, mit Zügen rechts schwenkt — Marsch!“ Die bayerische Musikkapelle fällt ein — der Parademarsch beginnt.

Nun, wie auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin wird der Parademarsch nicht gewesen sein. Die herumstehenden Franzosen aber, einschließlich des sich noch in der Citadelle befindenden Infanterie-Kommandos, gaben neidlos ihr Erstaunen zu erkennen und klatschten lebhaft Beifall. Es marschirte eben Jeder so gut wie er konnte, nicht weil er mußte, sondern weil er wollte.

Dann kam die Kritik. Der Höchstkommandirende versammelte die Herren Offiziere um sich. Es war erstaunlich, mit welchem Chic und Schneid sich die Herren zu bewegen wußten. Also auch hier, wie in jeder Beziehung, hat das vorzügliche Beispiel unseres Offizierkorps seine guten Früchte getragen.

So wechselten militärische Spiele mit Volksspielen; sie haben sicher viel dazu beigetragen, daß sich der Körper gesund, der Geist möglichst frisch erhielt. Aber wie mit der Länge der Zeit Alles seinem Ende entgegengeht, so auch hier. Die Spiele verschwanden, man unterhielt sich im Zimmer.

Was meine Person anbelangt, so fühlte ich mich verhältnißmäßig ganz wohl dabei. Ich hatte einen so netten

Umgang, daß ich es ihm wohl vorzugsweise verdanke, wenn ich nicht noch viel kränker, als es der Fall war, die Insel verließ. Der Einjährige Louis Kerber vom 5. Dragoner-Regiment (Frankfurt a. M.), die Einjährigen Nissen, Petersen und Lücken vom 16. Husaren-Regiment und der Landwehrmann Jansen vom 2. Garde-Landwehr-Regiment, wir hatten uns zusammengefunden und hielten gute Kameradschaft.

Hatte man genug gelegen, war man der Unterhaltung überdrüssig, dann wurden Visiten geschnitten. Das „Sich besuchen" nahm den ganzen Tag kein Ende. Die Unterhaltung blieb allerdings ewig dieselbe. Unser Fortkommen bildete den einzigen Gesprächsstoff. Dabei befanden wir uns noch im Oktober und ahnten nicht, daß die Thore unserer Freiheit sich erst am 4. März öffnen sollten.

Unter den Gefangenen befanden sich auch einige Fähnriche; diesen galt mit Vorliebe unser Besuch. Bei dieser Gelegenheit wurde mir auch die Ehre zu Theil, unserem berühmten Schriftsteller Theodor Fontane vorgestellt zu werden, der sich seit einiger Zeit ebenfalls als Kriegsgefangener hier befand und mich mit einigen Einladungen zum Thee beehrte. Ende November verließ Fontane die Insel, begleitet von meinem „Glück auf den Weg", das ich ihm von Weitem, ohne daß er es wußte, noch nachrufen konnte.

Anfangs November erfuhren wir durch französische Zeitungen, die der Einjährige Kerber sich zu verschaffen wußte, die Capitulation von Metz, woran wir große Hoff-

nungen auf eine baldige Befreiung knüpften, die leider unerfüllt blieben. Die freudige Nachricht aber wurde auf dem Kasernenhofe den Leidensgefährten bekannt gemacht und mit einem dreimaligen Hurrah begeistert begrüßt.

Ein nicht endenwollender Jubel erfüllte unsere Soldatenherzen, wenngleich wir uns des schmerzlichen Gefühls nicht erwehren konnten, daß wir verurtheilt waren, getrennt von dem lieben Regiment, hier thatenlos zu verharren.

Die Franzosen wollten die Capitulation von Metz nicht eingestehen und gaben sich Mühe, die Nachricht als unwahr hinzustellen. Sie hatten keine Ahnung, daß der Einjährige Kerber diese für uns so erfreuliche Kunde aus ihren eigenen Zeitungen entnommen hatte.

Durch Kerber erfuhren wir immer, wie es mit der französischen Armee, und durch unsere täglich ankommenden Leidensgefährten, wie es um unsere Armee stand.

Das Verheimlichen der ununterbrochenen Siege unserer Armee seitens der Franzosen beruhte auf einer gewissen ängstlichen Vorsicht. Die Insel war von Truppen vollständig entblößt. Selbst das bei unserer Ankunft noch anwesende Infanterie-Kommando war, wie schon erwähnt, abgerückt, und zwar zu unserem größten Bedauern. Das Exerziren der Mannschaften bot viel Zeitvertreib. Wir konnten hierbei so recht den Unterschied zwischen französischer und deutscher Handhabung des Dienstes kennen lernen. Mit nicht zugeknöpfter Uniform, statt der Halsbinde ein langes, blaues, seidenes Tuch, dessen Enden im Winde flatterten,

den Spazierstock in der Hand, so stand der französische Offizier, ein kleiner schwächlicher Herr, vor seinen Leuten und kommandirte. Von Zeit zu Zeit machte er mitten im Exerziren eine Pause, um seinen schönen, schneeweißen Spitzhund, der ununterbrochen an ihm herauf sprang, zu streicheln. Auch in den französischen Signalen vermißten wir jenen Ernst und jene Bestimmtheit, die eine Eigenthümlichkeit unserer Signale sind. Der beste Beweis hierfür ist die Thatsache, daß, wenn am Abend die Retraite geblasen wurde, unsere Soldaten danach tanzten; das Signal war eine richtige Polka. Wie anders die ernsten, feierlichen Klänge unserer Retraite.

Daß die französische Behörde hier wirklich nicht ohne Besorgniß war, beweist, wie ich hier einschalten will, der Umstand, daß man uns nicht gestattete, ein Taschenmesser zu besitzen. Zehn Gefangenen war nur ein Messer zum Zerschneiden des Brotes überlassen.

Mit dem Abrücken der militärischen Besatzung begannen für die Bewohner der Insel unangenehme Tage, da ihnen nunmehr der Bewachungsdienst oblag. Diese Bauern waren wirklich unglückselige Gestalten; sie machten in ihren weiten blauen Hosen und Blousen, in ihren großen Holzschuhen, das lange Gewehr senkrecht tragend, einen überwältigend komischen Eindruck. Die des Mittags erfolgende Ablösung der Wache war für unsere Soldaten jedesmal ein wahres Freudenfest. Das Marschiren über die Zugbrücke, wobei durch die Holzschuhe der Leute ein ganz entsetzliches Gepolter entstand, meldete die Ankunft der Ablösung. Mit Hurrah empfing man sie, mit Hurrah gab man der ab-

ziehenden Wache das Geleit. Je ärgerlicher die Bauern wurden, desto größer war die Ausgelassenheit der Unserigen. Beim Dunkelwerden hatten die Posten das ganze Fort zu umstellen und zum Zeichen ihrer Wachsamkeit sich viertelstündlich anzurufen.

Seelische und körperliche Leiden.

Die Tage wurden immer trüber und kürzer. Ein heftiger Wind peitschte den Regen über den Kasernenhof und bannte uns an unsere Stuben. Hier machte sich jetzt ein gewisser Wohlstand bemerkbar. Die Einjährigen, die über nicht unbedeutende Mittel verfügten und bis jetzt in der im Fort befindlichen Kantine gespeist hatten, fingen an, sich das Mittagessen selbst zuzubereiten. Das nöthige Geschirr war aus der Stadt beschafft; auf einem kleinen Kanonenofen wurde gekocht und gebraten. Der Einjährige Lücken hatte die Funktionen des Kochs übernommen und bekundete kulinarische Kenntnisse, wie sie mancher Hausfrau nicht eigen sein dürften. Vor Allem aber war es ein recht angenehmer Zeitvertreib, an dem wir alle Antheil nahmen.

Den größten Theil des Tages brachten wir auf unserem Strohlager zu; wir rauchten unsere Pfeifen und sannen und grübelten. Sollte sich bei dieser Schilderung dem Leser nicht der Gedanke aufdrängen: Da haben es die Gefangenen doch eigentlich ganz gut gehabt!

Diese Meinung ist freilich eine irrige. Denn wer vermag zu schildern, was wir in Wirklichkeit ausgestanden! Die Meisten litten doch unter großen Entbehrungen und,

was viel schwerer noch zu ertragen war, unter einer quälenden, thatsächlich aufreibenden Sehnsucht nach der goldenen Freiheit, nach dem geliebten Vaterlande. Dazu kam die entsetzliche Langeweile. Allmählich war die Lust und auch der Stoff zur Unterhaltung ausgegangen. Apathisch, fast stumpfsinnig saßen wir zuletzt da.

Vorläufig befanden wir uns jedoch noch in besserer Verfassung, wir schrieben freilich aber auch erst den Monat Dezember. Der Gedanke, das Weihnachtsfest hier verleben zu müssen, war uns eigentlich bisher noch nicht recht zum Bewußtsein gekommen. Weihnachten mußten wir, so nahmen wir ganz von selbst an, unbedingt zu Hause sein. Wie das Kind auf den heiligen Christ, so warteten wir auf die Capitulation von Paris, die einzig und allein uns die Befreiung bringen konnte. Aber diese Kunde kam und kam nicht. Unsere täglich ankommenden Leidensgefährten brachten immer dieselben Nachrichten. Und als unter seelischen Qualen und Martern das Weihnachtsfest herangekommen und wie jeder andere Tag vorübergegangen war, befanden sich viele der Gefangenen bereits in einem äußerst bedenklichen Gemüthszustande.

Immer trüber wurden die Tage, immer gedrückter unsere Stimmung.

Ein heftiger, oft tagelang anhaltender Sturm, verbunden mit starken Regengüssen, verhinderte den Aufenthalt auf dem Kasernenhofe und zwang zu einem Verbleiben im Zimmer. Kein lustiger Soldatenschwank tönte an das Ohr, keine Anekdote verkürzte die Stunden. Diese Zeit lag weit hinter uns. Man schrieb Briefe. Wenn dies auch von

Anfang an geschehen war — und die Ankunft eines Briefes war ja jedesmal ein Festtag —, so wurden wir jetzt von einem wahrhaften Schreibfieber befallen. Die Onkels, Tanten und Cousinen mögen ja manchmal entzückt gewesen sein über die Aufmerksamkeit des Neffen 2c. Für uns war das Briefeschreiben aber nur ein Mittel gegen die Langeweile.

Daß diese Stimmung so ziemlich eine allgemeine geworden und den Portépée-Fähnrich so gut wie den einfachsten Soldaten ergriffen hatte, dafür habe ich zweierlei Beweise. Von den Fähnrichen wußte ich es durch persönlichen Umgang, von den anderen erfuhr ich es dadurch, daß man täglich unser Zimmer überlief und sich von dem Einjährigen Kerber die Adressen auf die Briefe schreiben ließ. Dieser häufige Besuch, so angenehm er sonst war, hatte doch ganz bedenkliche Nachtheile im Gefolge. Es konnte bei der mangelhaften Reinlichkeit, unter der wir Alle litten, nicht ausbleiben, daß sich etwas einstellte, was niederzuschreiben mein ästhetisches Gefühl mir verbietet. Aber der Wahrheit die Ehre! Es war und blieb bis zu unserer Auslieferung eine große Plage, und der Einjährige Kerber, wenn er diese Zeilen lesen sollte, würde sich dabei erinnern, wie oft er mit dem vom Landwehrmann Jansen glühend gemachten Feuerhaken ein lebendiges Wesen vom Leben zum Tode befördert hat.

Je länger sich unsere Gefangenschaft hinzog, desto unerträglicher wurde unsere Lage. Zu der fast vollständigen Abstumpfung unseres Geistes kamen die immer mehr um sich greifenden Krankheiten. Pocken und Ruhr hatten bereits

ihre Opfer gefordert. Die Begräbnisse wiederholten sich jetzt täglich, und aufrichtigeres Mitgefühl, wie hier an der Leiche eines Kameraden, ist wohl selten zum Ausdruck gekommen. Konnte doch jeden von uns ein gleiches Schicksal treffen. Der Gedanke, daß der verstorbene Kamerad mancher Gefahr entgangen, so manchmal dem Tode in das Auge geschaut, treu und ehrlich seinem Könige und dem Vaterlande gedient hat, hier in der Fremde unter so kläglichen Verhältnissen seinen Tod finden mußte, hat mich stets auf das Tiefste ergriffen.

Daß man nun in einer so unglückseligen geistigen und körperlichen Verfassung zu einem recht bedenklichen Mittel griff, um die gesunkenen Lebensgeister zu heben, darüber wird man verschieden urtheilen können. Gewiß ist es ein Zeichen der Schwäche, wenn der Mann bei eintretenden Schicksalsschlägen zur Flasche greift, um sich aus derselben Vergessenheit seiner Lage zu trinken.

Hier lag der Fall anders.

Man trank, um seine Sinne zu betäuben, seine Gefühle gegen gewisse „Sticheleien" abzustumpfen, von denen man in fürchterlicher Weise geplagt wurde, wenn man sich des Abends, in die schmutzige Decke eingewickelt, auf das dumpfe Strohlager warf.

Uebrigens gab es hier nur einen leichten Landwein, den wir für drei Sous pro Flasche von dem Kantinenwirth Monsieur R. bezogen, Spirituosen durften nicht verschänkt werden. In Folge eines unliebsamen Vorfalles war die Kantine nur am Tage geöffnet, Abends um sieben Uhr wurde sie geschlossen; wir waren deshalb genöthigt, unseren

für den Abend in Aussicht genommenen Bedarf im Laufe des Tages zu beschaffen. Da uns nur einige Flaschen zur Verfügung standen, wurden Gefäße genommen, die für gewöhnlich nicht zur Aufbewahrung von Wein verwendet werden. Bei kleinerem Gelage genügte schon die Füllung der Wasserkanne. Stand aber größerer Besuch in Aussicht, dann mußte auch die Waschschüssel herhalten.

Dieses Bild empfing ich, als ich eines Abends bei „Fähnrichs" zu Besuch war, und bei dieser Gelegenheit war es auch, daß wir durch das anmaßende Wesen des Schustersergeanten in eine recht unangenehme Lage gebracht werden konnten. — Um uns die Nacht, die qualvolle, lange Nacht, abzukürzen, saßen wir möglichst lange beieinander. Und heute noch bin ich den Herren dafür dankbar, daß sie mich in den Kreis ihrer Gesellschaft gezogen, sich in der liebenswürdigsten Weise benommen und von der kameradschaftlichsten Seite gezeigt haben.

An dem erwähnten Abend hatten wir uns vorgenommen, unser Zusammensein möglichst lange auszudehnen, als plötzlich die Thür geöffnet wurde und der Schustersergeant uns aufforderte, uns zur Ruhe zu begeben. Das war zu viel! Ein ruhiges Zusammensein zu inhibiren, ohne Auftrag von dem Kapitän, es war empörend! Unter Anwendung eines möglichst abgekürzten Verfahrens warfen wir den Schuster einfach zur Thür hinaus.

Die Folge davon war, daß wir am anderen Morgen ein Verhör zu bestehen hatten. Der Kapitän war zwar sehr unwillig über unser Verhalten, er verurtheilte aber ebenso das Benehmen des Sergeanten. Nach einer kurzen Vor-

haltung war Alles vorüber, und der Sergeant belästigte uns nicht mehr.

So waren unter den Qualen der Langenweile, unter der Sehnsucht nach der goldenen Freiheit bereits Monate vergangen.

Das Elend wurde immer größer. Die Sterblichkeit nahm zu. Die Todtenglocke drang immer häufiger an unser Ohr. Die Besuche der Geistlichen und der Chorknaben mit ihren weißen Hemden und rothen Mützen wurden immer zahlreicher. Schon fing ich an, die Hoffnung auf eine Rückkehr aufzugeben, da ich mich in körperlicher wie in seelischer Beziehung in einer geradezu erbärmlichen Lage befand, als die ersten Gerüchte über unsere Auslieferung in der Luft schwirrten.

Endlich frei!

Es war in der zweiten Hälfte des Februar. Der Kapitän de la Flotte war aufgefordert worden, schleunigst eine namentliche Liste sämmtlicher hier anwesenden Gefangenen einzureichen. Hieran knüpften wir die Hoffnung auf unsere bevorstehende Auslieferung.

Da diese Freudenbotschaft schnell die Runde durch die Citadelle gemacht hatte, traf es uns gar nicht unerwartet, als eines Tages der Ruf „Frei!" erschallte. Wir, meine Stubengenossen und ich, lagen apathisch auf dem Stroh, als ein unbeschreibliches Freudengeschrei auf dem Korridor entstand. Schnell wie ein Blitzschlag hatte sich in der Kaserne der Ruf: „Frei! Frei!" verbreitet und Alles in höchste Aufregung versetzt.

Freudig erschrocken starrten wir uns an.

Der erste Eindruck hatte etwas Lähmendes, aber nur für einen Moment!

Dann sprangen wir auf, umarmten, küßten uns, lachten und weinten.

Wir waren nicht mehr Herr unserer Gefühle, wir rasten vor Freude.

Einer lange vorher getroffenen Abmachung gemäß sollte

bei der Nachricht unserer wiedererlangten Freiheit unser sämmtliches Geschirr zum Fenster hinausgeworfen werden. Dies geschah jetzt. Teller, Tassen, Schüsseln, Töpfe flogen klirrend und zerschellend an die Festungsmauern, daß es eine Lust war. Zuletzt folgte unser alter Freund, der kleine Kanonenofen, nach.

So, nun waren wir fertig. Unsere Sachen waren immer gepackt, die Reise konnte beginnen. In diesem wonnigen Gefühl betraten wir den Kasernenhof. Aber, ach! Hier erfuhren wir, daß Alles nur blinder Lärm und von unserer Auslieferung dem Kapitän nichts bekannt sei. Es war entsetzlich! Durch irgend einen Umstand war das Gerücht entstanden und verbreitet worden. Wir fühlten uns grenzenlos unglücklich. Die Enttäuschung nahm mir den Rest meiner Kräfte.

Der Eindruck unseres Zimmers war jetzt noch trauriger wie zuvor. Unser Geschirr lag zerschlagen an der Mauer, und wir warfen uns gebrochenen Muthes auf unser erbärmliches Lager.

Und so vergingen noch einige qualvolle Wochen. Von Stunde zu Stunde hoffte man, den bang ersehnten Ruf zu vernehmen. In der Nacht fanden wir keine Ruhe. Jede Viertelstunde vernahm ich den Anruf der Posten, der schauerlich durch die Stille der Nacht drang.

Am 4. März endlich schlug die Erlösungsstunde!

Kapitän de la Flotte selbst verkündete uns des Morgens unsere Freiheit. Im Laufe des Vormittags sollte ein Dampfschiff eintreffen, um uns endlich der Stätte des Elends zu entführen.

Nach der vorhergegangenen Enttäuschung war die Freude jetzt um so größer.

Die bayerische Musikkapelle wurde herbeigeholt, und das deutsche Gefühl, das deutsche Gemüth traf auch hier das allein Richtige. „Nun danket alle Gott“ brauste es auf, und mächtig ergriffen blickten wir dankerfüllten Herzens nach oben, derer gedenkend, die mit Gottes Hülfe unter schweren Leiden und harten Kämpfen errungen hatten, was dem Vaterlande den Frieden und uns die Befreiung gebracht hatte.

Während wir noch unter dem Eindruck dieser Gefühle standen, verlangte der Kapitän sämmtliche Unteroffiziere zu sprechen. Im Nu waren wir angetreten.

Das Bild, welches ich hier empfing, trage ich noch heute im Herzen, die Worte, die ich vernahm, sind in meiner Erinnerung unauslöschlich haften geblieben.

Ersichtlich tief ergriffen stand der schöne, vornehme Kapitän vor uns. Kamerad Pape verdolmetschte uns folgende Ansprache:

„Ich freue mich, daß es mir endlich vergönnt ist, Ihnen die Thore der Freiheit öffnen zu können. Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß der Ruf der vorzüglichen Disziplin in der preußischen Armee sich selbst hier in der Gefangenschaft bewährt hat. Ich habe keine Veranlassung gehabt, einen preußischen Soldaten bestrafen zu müssen. Indem ich Ihnen wünsche, daß Sie wohlbehalten Ihr Vaterland wieder betreten mögen, bitte ich Sie, sich bei Ihrem Durchgange durch die Stadt vor Demonstrationen zu bewahren. Das Letztere kann Ihnen nicht schwer fallen, wenn Sie bedenken, daß Sie als Sieger hier scheiden!“

Immer blasser war er geworden, der schöne Kapitän, und bei den letzten Worten schlug er die Augen nieder. Den in seiner Nähe Stehenden gab er die Hand und empfahl sich.

Ich aber muß es dem Leser überlassen, mit mir zu fühlen, was ich empfand.

Vor unserem Abmarsch stand uns noch eine unangenehme Arbeit bevor, die wir aber trotzdem gern ausführten. Es war uns aufgetragen, aus unseren Stuben das mit der Zeit zu Häcksel gewordene Stroh zu entfernen. Während der ganzen Zeit meiner fünfmonatlichen Gefangenschaft war das Stroh nicht ein einziges Mal durch frisches ersetzt worden.

Wir gingen frisch ans Werk und hatten es leicht, denn unsere Strohhaufen kamen uns entgegen. — Die Franzosen aber liefen, als wir ihnen das Stroh auf den Kasernenhof warfen, mit hochgehobenen Armen unter Schreien davon. — „Leben überall!"

Noch einen kurzen Besuch statteten wir unserem Kantinier ab, der die meisten von uns lieb gewonnen hatte, da er außer unserer Löhnung all das schöne Geld, welches wir aus unserer Heimath erhielten, in seinen Kästen aufgestapelt hatte. Dann traten wir an. Unsere Kapelle an der Spitze, verließen wir unter den Klängen eines lustigen Marsches und unter Hurrahrufen die Citadelle. Draußen angekommen, empfing uns eine Kompagnie der Mobilgarde unter Führung einiger Offiziere, die uns bis nach Tours, wo sie uns den Unserigen übergaben, begleitete.

Als wir uns in Bewegung setzten und die Musik einfiel, stürzte sich ein Beamter der Steuer mit dem Ruf: „A bas musique!" auf einen Musiker und versuchte, ihm die Trom-

pele zu entreißen. Der uns begleitende Festungs-Kommandant ließ den Mann sofort festnehmen; damit war der unliebsame Zwischenfall erledigt. Später sagte ich mir selbst, daß es klüger gewesen wäre, ohne Musik die Insel zu verlassen. In unserem Freudenrausche aber ließen wir die Rücksichten der Schicklichkeit außer Acht.

Am Quai erblickten wir in einiger Entfernung den Kriegsdampfer, der uns nach Rochefort bringen sollte. Da der Dampfer wegen seines Tiefganges nicht landen konnte, wurden wir in mächtigen Booten, die durch Taue mit dem Dampfer verbunden waren, zu diesem herübergezogen.

Kajüten und Deck füllten sich schnell.

Ein in der Nähe befindliches Segelschiff wurde ebenfalls zum Transport verwendet; ich glaube, dasselbe wurde von dem Dampfer ins Schlepptau genommen. Ganz klar aber steht mir noch der schreckliche Vorfall vor Augen, der sich jetzt ereignete.

Die Verwundeten und Kranken unter uns, deren Zahl leider sehr groß war, hatten meist in den unteren Schiffsräumen Platz genommen. Sei es nun, daß auf dem Deck des Segelschiffes eine Ueberlastung eingetreten war, sei es, daß das morsch gewordene Deck auch die zulässige Belastung nicht mehr trug, kurz, wir waren erst einige Minuten gefahren, als das Deck des Segelschiffes zusammenbrach. Der Dampfer hielt sofort an.

Ein entsetzlicher Anblick bot sich unseren Augen. Viele von den im unteren Schiffsraume Befindlichen hatten Verletzungen erlitten; aus Mund, Nase, Augen und Ohren drang das Blut. Schwer verwundet waren zum Glück nur wenige,

todt niemand. Die Verwundeten wurden von uns auf das Dampfschiff getragen, welches seine durch so traurige Veranlassung unterbrochene Fahrt wieder fortsetzte.

Eine kurze Seefahrt, und unser Schiff lag im Hafen von Rochefort.

Unsere Erwartung, nun einer noch viel größeren Wuth des Volkes ausgesetzt zu sein, wie wir sie bereits kennen gelernt, erfüllte sich merkwürdiger Weise nicht. Unsere daraufhin getroffenen Vorbereitungen waren vergebens.

Aus einer in der Nähe des Hafens befindlichen Kaserne traten die Soldaten bei unserem Vorbeimarsch heraus; sie verhielten sich aber vollständig ruhig; nur ein deutsch sprechender Soldat rief uns zu: „In einem Jahre sehen wir uns wieder!“

So schied ich zum zweiten Male von Rochefort, blutenden Herzens der Kameraden gedenkend, die wir hier in Folge der Verunglückung auf dem Schiffe elend zurücklassen mußten. Ein für uns bereit gestellter Zug nahm uns auf.

Gegen Abend waren wir nach Rochefort gekommen, früh Morgens waren wir in Tours. Die uns begleitenden Offiziere traten an die auf dem Perron stehenden preußischen Garde-Offiziere heran und machten die auf uns bezügliche Meldung.

Der Kontrast zwischen den preußischen und französischen Offizieren war ein auffallender. Mit freudigem Stolze und nicht frei von einer gewissen Ueberhebung betrachtete ich die französischen Offiziere, die ihrerseits ersichtlich fühlten, welche klägliche Erscheinung sie in diesem Augenblick im Vergleich zu unseren Offizieren abgaben, die, um mehr als Kopfes-

länge sie überragend, in ihren glänzenden Uniformen vor ihnen standen.

Wir traten an! Ein General begrüßte uns und hielt eine Ansprache an die uns zu Hunderten umstehenden Kameraden aller Truppengattungen. Die Ansprache gipfelte darin, daß nicht die Letzten, sondern die Ersten gefangen genommen wurden.

Unsere Kameraden benahmen sich dann auch uns gegenüber liebenswürdig und zuvorkommend. Trotzdem glaubte ich aus ihrem Wesen und aus ihren Blicken die Worte herauszulesen: „Kerls, Ihr mußtet Euch doch nicht gefangen nehmen lassen!"

Dazu kam unser erbärmliches Aussehen im Vergleich zu unseren Kameraden, die in neuen funkelnden Uniformen vor uns standen. Dieser Umstand allein mußte schon in uns ein drückendes Gefühl, eine tiefe Verstimmung hervorrufen.

Aber „aus dem Magen kommt der Muth" soll ein englischer General gesagt haben; jedenfalls erkannte ich hier die Richtigkeit dieses Wortes. Als ich, nach einer kräftigen Mahlzeit in der Kaserne auf meiner Pritsche liegend, die Erlebnisse an mir vorüberziehen ließ, trat das Gefühl der erfüllten Pflicht wieder lebendig vor meine Seele, und in diesem schönen Gefühl schlief ich ruhig ein.

Am anderen Morgen fuhren wir nach Orleans.

Auf dem Bahnhof traf ich einen lieben Bekannten, einen Unteroffizier vom 12. Dragoner-Regiment, Namens Geserich, der in meiner Garnisonstadt Züllichau gebürtig war, wo wir uns kennen gelernt hatten. Er war in Orleans

einquartiert und erbot sich sofort, mich in sein Quartier zu führen, wo ich in Folge seiner liebenswürdigen Vermittelung sehr gut aufgenommen wurde.

Orleans war die letzte Etappe, dann ging es, ohne daß wir einquartiert wurden, bis nach Frankfurt a. M. Da es, wohl in Folge der großen Unsicherheit, im Eisenbahnverkehr keinen Nachtdienst gab, blieb unser Zug auf irgend einer Station des Nachts stehen. So wurde diese Fahrt für uns überaus qualvoll. Ein altes Sprüchwort sagt: „Wem's juckt, der kratze sich.“ Nun, gejuckt hat es genug, zum Kratzen aber fehlte jeder Raum, so hatte man uns zusammengepfercht. In der Hoffnung einer baldigen Erlösung aber ertrugen wir Alles willig.

In Frankfurt a. M. wurde der Transport aufgelöst. Wir wurden nach Armeekorps geordnet, und nach einigen Stunden schon befanden wir uns auf der Fahrt nach unserer alten Garnison. Am 4. März hatte ich die Insel verlassen, am 16. März Vormittags traf ich in meiner lieben Garnisonstadt Züllichau wieder ein.

Am 23. Juli 1870 hatte ich den Ort zwei Tage vor dem Ausrücken des Regiments in meiner Eigenschaft als Quartiermacher frohen, fröhlichen Soldatenmuthes verlassen. In einer recht erbärmlichen Verfassung zog ich am 16. März 1871 als einsamer Fußgänger wieder ein.

Mit einem kurzen Infanteriemantel angethan, eine Mütze auf dem Kopfe, deren Zugehörigkeit zu irgend einer Truppengattung unmöglich festzustellen war, verriethen nur noch die mir gebliebenen französischen Kürassierstiefel mit ihren Sporen den ehemaligen Kavalleristen. Die Stiefel

hatte man mir doch nicht ausgezogen, wie mein Freund Lüdecke scherzend befürchtete.

Seitens des Regiments ist mir meine That hoch angerechnet worden.

Ich erhielt das Eiserne Kreuz II. Klasse, außerdem eine Geldprämie von 150 Thalern, die dem Regiment vor Ausbruch des Krieges von den Ständen des Grünberger Kreises für eine brave That überwiesen worden waren.

Ferner wurde mir noch eine Taschenuhr mit dem Bildniß Sr. Majestät unseres hochseligen Kaisers Wilhelms I. zuerkannt, die der Hoflieferant Hoff für eine hervorragende That gestiftet hatte und die der 4. Kavallerie-Division überwiesen war. Von meinem Offizier aber erhielt ich zur Erinnerung an den 26. September eine prachtvolle goldene Ankeruhr mit Kette.

Eine derartige Auszeichnung für eine einfache Pflichterfüllung!

Vögl

Genzel, Adolf,

Kriegsgefangen Schilderungen eigener Erlebnisse aus dem Feldzuge 1870/71

Berlin 1896